



Das Erbe der Ahnen

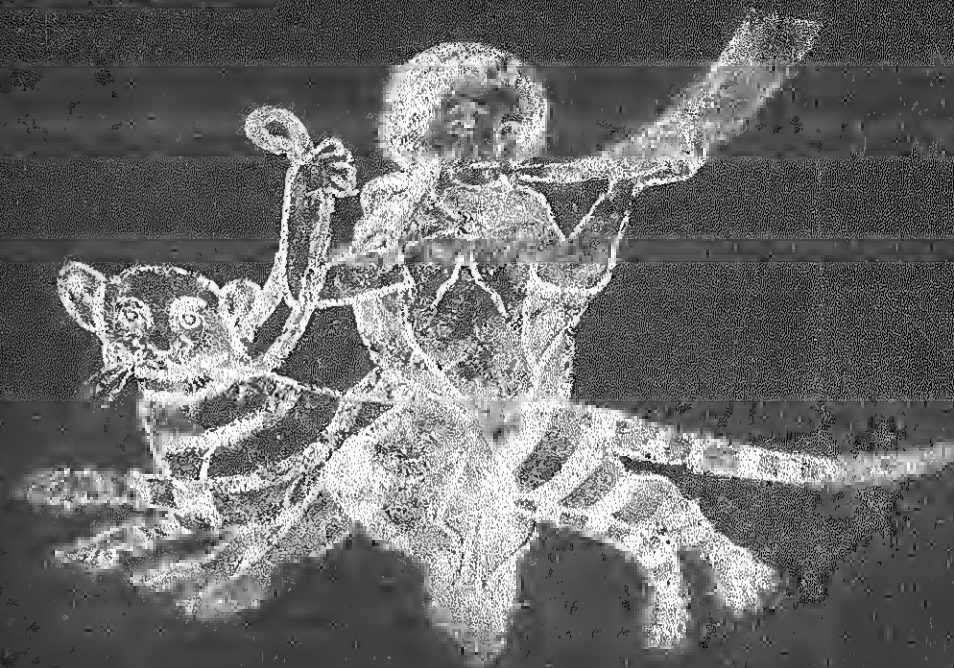
dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordraffigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere

Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospette erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7/11, ohne Berechnung



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 4 / April 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Friedrich Mößinger	Der Hiesiger, ein Zeichen alemannischer Einheit	122
Erika Kohler	Eierlesen, ein Kampfspiel zur Osterzeit	127
Alfred Dieß	Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großgermanischen Lebensraum	133
Adolf Hofe	Der nordische Stadtkalender in Hamburger Besitz	140
General von Habenau	Vom Sinn des Soldatentums	152
Die Fundgrube	Die Leiter als Sinnbild	153
	Zur Begriffsbildung von Kultur und Kolonisation	154
	Zum Zeichen der beiden Schwäne	155
	Amerikanische Altertümer, die uns angehen	156
Erwecker der Vorzeit	Leopold Weber. 75. Geburtstag	158
	Dr. Ernst Wachler. 70. Geburtstag	159
	Hermann Wille. 60. Geburtstag	160
Die Bücherwaage	Helge Ljungberg: Die nordische Religion und das Christentum	160
Den Umschlag gestaltete Eugen Herbinger, Augsburg, unter Verwendung eines Motives aus dem Dom zu Schleswig.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Passmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 4.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Friedrich Möglinger / Der Hiesgier, ein Zeichen alemannischer Einheit

Eine der seltsamsten Gestalten unserer Frühlingsbräuche im südwestlichen deutschsprachigen Gebiet ist der Hiesgier. Name, Aussehen und Gebaren befremden auf den ersten Blick gleichermaßen und geben der Deutung mancherlei Rätsel auf. Eine vertiefte Betrachtung aber, die den Namen weit genug spannt, ermöglicht eine gute und sinnvolle Eingliederung in größere Zusammenhänge und damit eine einleuchtende Erklärung der einzelnen Züge und des Gesamtgehaltes dieses Brauches. Zwar wer nur auf den Namen steht, kommt nicht weiter. Er wird uns in verschiedenen Formen überliefert: Hiesgier (Vögisheim, Laufen), Hieslagier, Hieszagier (Hirzfelden), Hiesziger, Hiesziger (Dessenheim, Oberhergheim), Hiesgira (Mülheim), Hiesgür, Hiesgür (Läufelfingen), Hiesgür (Wittnau), Hiesgürtee (Bubendorf?) (1). Ob in ihm das Wort „Hiesch“ steckt und damit die Erinnerung an uralte Hieschmisten, ob „hiesch“ von „hüpfen, aufspringen“ oder von „ruppig aussehen“ kommt, ob „Hies“ mit Heier oder Begierde oder gar mit „g'hilr“ = gehener zusammenhängt, ob „gier“ als dürre hagere Gestalt zu deuten ist, mag hier dahingestellt bleiben, da alle diese Deutungen im Rahmen des gesamten Brauches eine gewisse Berechtigung beanspruchen können. Wohl aber sind uns diese im letzten Grunde dasselbe bedeutenden, vom Ursprung her gleichen Namen sehr wichtige Hinweise auf die ursprüngliche Einheit des Brauches in den drei alemannischen Gebieten Baden, Elsass und Schweiz. Schon diese Namen zeigen uns, was nun auch an dem Brauche selbst zu erhärten sein wird, daß weder der Fluß noch irgendwelche staatliche Grenzen die Einheit des Volkstums trennen, ja darüber hinaus sehen wir gerade an diesem Brauch, daß auch Geschichte, die jahrhundertlang verschiedene Wege geht, das Volk selbst mit dem ihm eigenen wurzelechten Brauchstum nicht ändern kann. Der Hiesgier ist uns deshalb wertvoll als Sinnbild der Volkseinheit am Oberrhein, wie auch die Faschnachtsfeuer, das Scheibenschlagen und manche andere Bräuche.

Mit dem Brauch verbunden sind an jedem Orte Heischsprüche, die zwar sehr verschieden sind, aber doch sehr charakteristische Gemeinsamkeiten besitzen, die uns nun, anders als die Namen, zu einer Deutung hinführen. Einige Brauchschilderungen mögen hier folgen. In Mülheim wird ein Knabe ganz in Stroh gehüllt und mit einer Antje von Dornen im Dorf umhergeführt. Seine zwei Begleiter singen:

Hit isch Mittelfasta,	dr warda nit verratschla.
ma stellt das Licht in Kasta.	Gan is nur a Pfluma,
Wa dr Winter isch so kalt,	dr warda nit versuma.
drei rote Rösle vor dem grüna Wald.	Gan is nur an Ei.
Gan is (uns) nur a Biera (Blene),	Und wenn dr uns sei Ei gan,
dr warda nit verwirra.	so müß esch dr Alts d'Jahner hola!
Gan is nur a Zwatschka (Zwetsche),	Hiesgira, gump (spring) us!

Bei diesen Worten springt der Strohmännchen in die Höhe, so daß die Glöckchen klingen, die am Stroh befestigt sind. In Oberhergheim beginnt der Spruch ähnlich:

Hit isch Mittelfaschi!	Guter Wind, der geht so kalt,
Es waren is Rischli bafel!	Drei Rösle vor dem grüne Wald!

Dann folgen Reime, die auch sonst in Heischsprüchen öfter vorkommen: Pfanne krachen, Messer wehen, Schelle oder Schlüssel klingen. Der Schluß aber lautet:

Wenn ihr uns denn gar nichts wollt gä (geben),
müß ih dr Hiesgier d' jüngst Tochter nä (nehmen).

In Vögisheim ist der Hiesgier schön in Strohschle gewickelt, er hat hinten einen Strohschwanz mit einer Schelle, vor dem Gesicht eine Larve und auf dem Kopf einen schwarzen Zylinderhut.

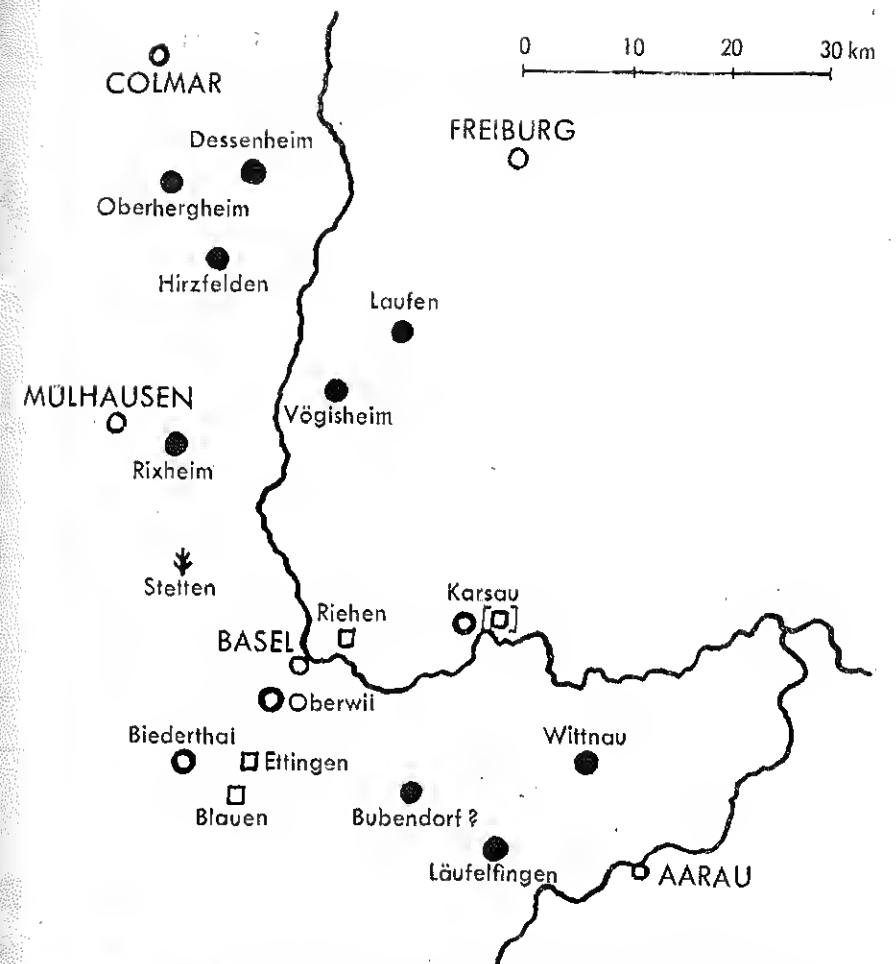


Abbildung 1. ● Hiesgier (Stroh). ○ Strohmännchen ohne Namen. □ Moosmann. ✕ Bäumchen. Abbildung 3 auf Seite 121. Zur Faschnacht zieht der Hiesgier mit seinem großen Klettergeselle durch das Dorf Vögisheim. Aufnahme Hans Kesslaff

Die Reime sind denen von Oberhergheim nicht unähnlich. Die Begleiter teilen dort, wo sie Gaben erhalten, kleine Sträußchen aus, die hinter dem Spiegel aufbewahrt werden. In Wittnau klingt der Spruch etwas anders:

Hiesgiri Bäre, Stöckfisch und Färe,	gend is Anke, düe mer esch danke,
hinderm Hus und vor am Hus,	gend is Brot und Mehl,
stehen enander d'Augen us.	dr H. frist alli Rischli gern.
Düre, düre Bire, hinderm Ofen füre.	Dr H. het e Maie, gend is au Eier,
Wenn der is nit weit ge (geben),	dr H. het e hösche Wurst (Wurst),
düe mer esch d'Kas ins Füre schlo,	gend is au e Leberwurst!

Wenn nun auch ähnliche Sprüche in anderen Gegenden häufig sind und sich von Faschnacht über Fatate bis in den Mai verfolgen lassen, so ist doch der Zug von den drei Röslein beachtenswert. Er kommt in vielen hier nicht angeführten Sprüchen vor und findet sich auch in verwandten Wendungen beim Sommerfingen in Schlesien:

Rute Mesla, rute wachsa uf dem Stengel!



Abbildung 2.

oder in Horschdorf in Oberfranken beim Tobausstragen:

drei Weiglein blau, drei Nöcklein rot... Drei Nöcklein habm mer suna.

Schon Jehrle (2) hat darauf hingewiesen, daß es sich hier um ein Frühlingsymbol handelt; dies läßt sich noch deutlicher machen, wenn wir an den „Dreisproß“ erinnern, der als Lebensbaum zu deuten ist. Sehr beziehungsreich sind hierzu einige Fassungen des bekannten Tannhäuser-Liedes, wo der dürre Stab als Lebensbaum des Sängers „Drait der rothe Nöckel z'Tag, der wunderschöni Blueme“ (3), und wo in einer anderen Fassung aus Obersteiermark die geheimnisvolle Symbolkraft noch durch das Gold erhöht wird: „Der dürre Bam triabet wühl aus an grean Graß, und über die Mittin drei gulbane Zwerge“ (Zwölge) (3). In Biederthal und Oberwil (4) ist der Name Hitzgier in den vorliegenden Berichten nicht genannt, obwohl die Gestalt als Strohmann herumgeführt wird mit Sprüchen, die den bekannten fast gleich sind.

Abbildung 4. Sommer- und Winter-
spiel (16. Jahrh.) Nach: Deutsche
Fasnacht (H. E. G. Kraft d. Freude)



In auffälliger Weise ähnelt Spruch und Brauch in Ettingen, Blauen und Niehen (5) bei Basel dem Hitzgier-Brauch, ohne daß dieser Name bekannt ist. Hier heißt die Gestalt „Mieschma“ (Moosmann), wobei anzunehmen ist, daß sie auch in Moos gehüllt ist, denn sie wird in Niehen bärenartig geschildert. Der „Miesma“ in Karfau (6) bei Schopfheim allerdings ist eine Strohuppe, gehört also trotz seines anderen Namens und Heißespruches in den hier behandelten Kreis.

Das Nebeneinander der Stroh- und Moosgestalt im gleichen Brauch, auseinandergenommen in den verschiedenen Orten des Hitzgier-Gebietes, lenkt nun unseren Blick auf eine Reihe von Bräuchen, wo beide Gestalten noch vereinigt sind und als Jahresgestalten sinnvoll im Frühling umgehen. Allgemein bekannt, wenn auch nicht ganz urförmlich, ist der Heidelberger Sommertag. In ältester Form hat sich der Brauch in der Pfalz erhalten, besonders in der Gegend von Annweiler (7). Hier ist der Winter mit einem Strohschwanz versehen wie der Hitzgier in

Bärgsheim. Nicht weniger altertümlich sind Sommer und Winter in Dienheim (8) bei Dypenheim, wo außer dem Schwanz auch die Schelle und das hüpfende Tanzen bekannt ist. Die Größe dieser Gestalten, die aus älterer Zeit noch von Nordheim besonders berichtet wird (9), wird auch aus der Schweiz gemeldet (10). Im Odenwald hat sich in Brombach bei Hirschhorn und in Watterbach (8) bei Amorbach das Moos als Bekleidung des Sommers in Gestalt von langen Bärklappsträhnen noch finden lassen. Auch das Bewickeln mit Strohköpfen und das Austeilen von Sträußchen ist noch üblich. Die im Odenwald und in der Pfalz mitgetragenen geschmückten Tannenbäumchen führen in Stetten (11) im Elsaß zu Mittfasten in einem Mädchenumzug wieder, zu dem ein Lied gesungen wird, das nicht nur enge Beziehung zu den Hieslerprüchen, sondern auch zu den rheinheffischen und pfälzischen Sommertagsliedern hat. Wenn dabei auch der Maie genannt wird, der „in die Mitte kommt“, so muß daran erinnert werden, daß auch im Wittnauer Spruch der Maie deutlich genannt wird und daß der Vers:

Stechen enander d'Augen aus

nicht minder deutlich an den Sommer- und Winterkampf gemahnt, wo eine Zeile „Stech em Winter die Augen aus“ ganz ähnlich lautet. Es muß also gefolgert werden, daß der seltsame Brauch des Hieslers in langer und wohl schon sehr weit zurückreichender Entwicklung sich aus dem uralten Kampfspiel des Sommers und Winters herausgebildet hat und als Rest eines ursprünglich sinnvollen kultischen Geschehens gelten kann. Er stellt eine vereinfachte oder verarmte Form dar, bei der sich entweder der Strohmann oder der Moosmann allein erhalten hat.

Beide Bräuche, der Sommer- und Winterumzug im Odenwald, in Rheinheffen und in der Pfalz und der Hiesler in Baden, im Elsaß und in der Schweiz, sind ihrerseits wieder höchst altertümliche Frühformen des Sommer- und Winterspiels, das uns aus älterer Zeit für weite Strecken Deutschlands, vor allem seiner südlichen Landstriche, überliefert ist. Ich nenne aus dem südwestdeutschen Gebiet neben Schweizer Belegen (12) noch Moos (13) bei Bühl (Baden) und Mittelbronn (O.A. Gaildorf) (14). Der tiefe mythische Gehalt, der geheimnisvolle Sinnbildcharakter von Stroh und Grün, die unheimliche eindrucksvolle Wirkung ist hier geschwunden. Beide Gestalten zeigen äußerliche Attribute, der Sommer helle Kleider, Rechen, Ähren, Blumen, der Winter dicke Fellkleidung mit Pelzkappe und Knüttel. Nur das oft vorhandene geschmückte Bäumchen erinnert als Lebens- und Fruchtbarkeitsbild an den alten Inhalt. Im übrigen ist das Ganze zu einem belustigenden Theater geworden, Reime und Rehrreime klingen auf, und das früher mythische Bäumchen steht brav und künstlich, mit gebrechtem Stamm auf einem Dreifuß, um der „Schauspieltruppe“ auch die Aufführung in den gepflasterten Straßen einer Stadt zu ermöglichen. Demgegenüber ist im alemannischen Südwesten des Reiches im Hiesler ein Rest vorzeitlicher Größe bis in unsere Tage hinübergerettet.

(1) Bärgsheim: Alemannia 1898, 107 f.; Fehle in Badische Heimat 1923, 107. Laufen: Alemannia 1898, 108. Hirschfelden: Jahrbuch des Vogesen-Clubs 1896, 188 f. Dessenheim: Zeitschr. f. Volksf. 1933, 241 Anm. Oberbergheim: Pfannenschmid in Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine 1884, 693; Jahrbuch . . . 1894, 223. Nieheim: Pfannenschmid 1884, 693. Bühl: Zeitschr. f. Volksf. 1897, 188, ebda. 1928, 3. Wittnau: Schweiz. Idiotikon II, 1885, 411; Schweiz. Arch. 1897, 188. Wubendorf: Schweiz. Idiotikon II, 1885, 411. Hier auch kurze Nachrichten über den Hiesler in Nidwalden und Entlibuch und der Nachweis, daß er schon um 1760 als Faschachts-Buß bekannt war. (Ist das Ditschgel Bb als Wubendorf richtig?) - (2) Badische Heimat 1923, 107 f. - (3) John Meier, Deutsche Volkslieder 1, 1935. Tannhäuser-Volkslied. - (4) Badische Heimat 1923, 107 f. 156 f.; Jahrbuch 1887, 123. Oberwil: Schweiz. Arch. 1903, 305. - (5) Ettingen, Pfannen: Zeitschr. d. Ver. f. Volksf. 1895, 386/7. Nieheim: Schweiz. Arch. 1908, 228. - (6) Karfan: E. H. Meyer, Bad. Volksleben 1900, 91. - (7) Bertram, Hoff. Blätter f. Volkst. XXX II 1929, 62 ff. - (8) Germanica 1940, 226 - (9) Hoff. Blätter XXXIV 1935, 45. - (10) Schweiz. Idiotikon II 1885, 411. - (11) Gail. Monatshefte (Jahrb.) 1911, 389. - (12) Uhlend, Schriften z. Gesch. d. Dichtung . . . III, 1866, 40 (aus Olaus und den Kantonen Schwyz und St. Gallen nach S. v. Eschsch). - (13) E. H. Meyer, Bad. Volksleben 1900, 89. - (14) Kapff, Büttl. Jahrb. 1905, II, 56.

Erika Kohler / Eierlesen, ein Kampfspiel zur Osterzeit

In einigen schwäbischen Dorfgemeinden hat sich bis in die jüngste Gegenwart der östliche Brauch des Eierlesens erhalten. Das Kampfspiel, das zumeist am Ostermontag stattfindet, war ehemals über den ganzen großschwäbischen Raum verbreitet; außerdem liegen Berichte aus Mitteldeutschland vor, während das Spiel im Norden sehr früh untergegangen sein muß oder nur vereinzelt bekannt war (1).

Die „Eierleserei“ war, und ist in den wenigen Fällen heute noch, ein ausgesprochenes Gemeinschaftsfest, an dem alle Dorfgemeinden und die Bevölkerung der Umgegend lebhaften Anteil nehmen. Träger des Spiels ist immer der wehrfähig gewordene Jahrgang der Jungmannschaft des Dorfes. Die entsprechenden Jahrgänge der Mädchen sind nur mittelbar beteiligt.

Den Verlauf des Wettspiels konnte ich 1937 in zwei Gemeinden miterleben, in je einem Dorf des mittleren Neckartals und der schwäbischen Alb. In Kiebingen/Neckar (Kreis Tübingen) ist der Brauch tiefer im Volksleben verwurzelt, obwohl er, um die nötige Spielerzahl zusammenzubringen, nur alle zwei Jahre durchgeführt wird. In Eggenheim (Kreis Tuttlingen) wird das „Eierschuppen“ alljährlich, wenn auch in einfacher Form veranstaltet, weil die Jugend jäh daran festhält.

Schon mehrere Wochen vor Ostern wird in Kiebingen mit den Vorbereitungen begonnen: die Burschen üben sich im Lauf und Wurf; denn der Wettkampf fordert von den Ausführenden keine geringen körperlichen Anstrengungen. Der beste „Springer“ und der sicherste Werfer werden ermittelt. Sie haben den Kampf auszutragen. Die Mädchen besorgen eine gut gewachsene junge Sichte sowie Tücher und Bänder als Baum schmuck.

Am Ostermontag gehen nach dem Frühgottesdienst je zwei Burschen mit einem großen Korb durchs Dorf und sammeln Eier. Jede Bäurin spendet gerne ein paar Eier zum Wettspiel, so daß über 300 zusammenkommen. Die vier Sammler legen 101 ungekochte Eier in der seit alters üblichen Ordnung auf der Gemeinbewiese aus: in eine lange Reihe mit etwa 60 cm Abstand. Die übrigen werden zur Wirtschaft gebracht, in der das Fest bei Eiermahl und Tanz seinen Abschluß findet.

Am frühen Nachmittag sammeln sich vor der Dorfwirtschaft die Träger des Wettspiels. Im geschlossenen Zug, den geschmückten Baum voraus, geht es unter den Klängen der Dorfmusik hinaus auf die Festwiese (Abb. 1) (2). Der Baum wird beim einen Ende der Eierreihe in die Erde gepflanzt (Abb. 4 im Hintergrund). Die Festordner mit farbigen Bändern sperren die Kampfbahn ab. Dann treten auf der nahen Straße die beiden Wettkämpfer an. Ein Schuß! Der „Springer“ eilt im Laufschrift auf dem seit langem vorgeschriebenen Weg nach Rottenburg, um dort bei einem bestimmten Kaufmann „a Gidde Bombole“ (eine kleine Dose Süßigkeiten) zu holen. Der Leser macht sich links ans Werk, läuft mit dem ersten Ei vom Baum aus der Reihe entlang und wirft es von der bezeichneten Stelle aus (Abb. 2) in die Fruchtwanne, die mit Spreu gefüllt am Ende der Reihe von einem Burschen gehalten wird (Abb. 3). Er steht in einem vorgezeichneten Kreis, den er nicht verlassen darf, und bemüht sich, die Eier, die nicht zielgerecht geworfen sind, mit der Wanne noch aufzufangen. Mehr als zwölf Fehlwürfe sind nicht gestattet, sonst geht auf alle Fälle der Preis an den Käufer. Auch ist dem Leser nur einmal erlaubt, zwei Eier zumal aufzusammeln. Jedes Ei, das in den Korb fällt, wird alsbald von einem Kameraden herausgenommen, damit es vom folgenden nicht verschlagen wird. Zuerst erfordert das Werfen Übung und Geschicklichkeit; ist doch der Abstand für einen Zielwurf erheblich groß. Nach der Mitte der Eierreihe verringert sich die Entfernung zur Wanne bei jedem Lauf, und die Eier fliegen in schneller Folge in die Spreu. Der geübte Leser kann es sich dann wohl leisten, das eine oder andre Ei in die Zuschauermenge zu „pfeffern“, und welches Freudengeschrei, wenn es auf einem schönen Sonntagsgewand zerplatzt! Gegen Ende des Kampfes flacheln die Kameradinnen durch Zurufe den Leser zu immer eiligerem Lauf auf und werfen neugierige Blicke in Richtung Rottenburg, ob der „Springer“

noch nicht sichtbar ist. Ein Schuß kündigt ihn an und die Spannung steigert sich: wird der Läufer oder der Werfer den Kampf gewinnen? – Der Sieger wird umjubelt, er erhält den Festbaum (Abb. 4), und mit Musik zieht die Jungmannschaft ins Dorf zurück zu Eiermahl und Tanz.

Die heutige Spielüberlieferung läßt deutlich erkennen, daß das Eierlesen ein altes, volkseigenes Auslesespiel ist, bei dem sich aus der Gruppe der jüngsten Wehrfähigen die fähigsten im Kampfe messen. Das Spiel fällt in den Frühling, in die Jahreszeit, in der das uralte Brauchtum geradezu vom Grundgedanken des Kampfes gegen den zu besiegenden Winter beherrscht wird. Das österliche Sinnbild, das Ei, ist der Gegenstand, man möchte sagen das Sportgerät des Kampfspiels und zugleich die Festspeise. Die Träger des Festes übernehmen selbst den Heischegang, wie sie auch für die gewissenhafte Durchführung des Kampfes verantwortlich sind. Beachtung verdient außerdem das Ziel des Läufers, das in den meisten schriftlichen Überlieferungen, so auch beim Kiebinger Spiel, eine Wirtschaft oder ein Kaufladen im Nachbarort ist; dagegen wird aus anderen Gemeinden berichtet und in Eggenheim heute noch so gespielt, daß der „Springer“ zu einem bestimmten Punkt der Markungsgrenze eilt. Der Baum war nicht nur der Ausgangspunkt, wie in Kiebingen, er war ebenso das Ziel beim Wettspiel. So berichtet E. Meier (Deutsche Sagen, Elfen und Gebräuche 1852, 394) vom Eierlesen, daß am Ziel ein mit Bändern geschmückter Maibaum aufgestellt war, den der Sieger als Preis erhielt. Ebenso wird beim Pfingstritt in Wurmelingen (Kreis Tübingen) zum Baum geritten, um nur noch ein Wettspiel aus der unmittelbaren Umgebung Kiebingens zu wählen. Oder es stand der Baum in der Mitte des Festplatzes, wie ursprünglich in verschiedenen schwäbischen Gemeinden der bessarabischen Volksgruppe, die nunmehr umgesiedelt wird. Dort hat sich das Eierlesen seit Bestehen der Kolonie in fast unveränderter Form erhalten und ist nach dem völkischen Erwachen zu einem Kernstück deutscher Volkstumspflege geworden, ja, es wurde sogar von Gemeinden nichtschwäbischen Stammestums übernommen. Wiederum liegt die Durchführung des Wettspiels in der Hand der wehrfähig gewordenen Burschen, der sogenannten Kameradschaft, die je nach Stärke des Jahrgangs 4 bis 6 Läufer stellt. Die Eier – es sind 100 – werden im Rechteck oder im Sechseck auf die „Stecke“ gelegt; in bestimmten Abständen, die örtlich verschieden sind, liegen bunte Eier dazwischen. Im Mittelpunkt steht heute die Fahne, die noch vor dem Wettfest von einem Burschen in grasgrüner Festtracht getragen wurde und die den früheren „Osterbaum“ ersetzt (Abb. 5) (3).

In Sarata (4) fassen sich zu Beginn des Spiels die vier Läufer, die überall Tracht tragen, an den Händen und laufen auf ein Signal von der Fahne aus zum Grundei, das am Ende der Eierreihe liegt und stets ein buntes sein muß. Jedes folgende weiße Ei tragen sie einzeln zum Kreis und werfen es einem Mädchen in die Schürze, die es dann in den Korb legt (Abb. 6). Früher und heute noch in einigen Nachbargemeinden werden die Eier in den Korb geworfen, den ein kleiner Junge aufhält. Jedes bunte Ei fliegt in die Luft oder in die Zuschauermenge, die in ein jubelndes Geschrei ausbricht. Während des Eierlammelns spielt im Kreis die Musik, eine Ziehharmonika von Trommeln begleitet. Nach jedem farbigen Ei wird ein Tanz der „Springer“ um die Fahne ausgeführt (Abb. 7). Aus anderen Orten wird berichtet, daß die Burschen auf Tischen tanzen müssen und danach einen Trunk erhalten. Ist das letzte Ei aufgelesen, stellen sich die Läufer wieder um die Fahne und laufen auf ein Zeichen zum Grundei, werfen es in die Luft und eilen zurück. Wer zuerst ankommt, ist Sieger und erhält die Eier. Auch hier wird das Fest mit Eiermahl und Tanz beschlossen.

Gehen wir von der Entwicklung in der jüngsten Vergangenheit ab, in der das Spiel in der Volksgruppe Bessarabiens zum Ausdruck der deutschen Gesinnung wurde und deshalb das Wesen des reinen Wettspiels verlor, so ist der Grundgedanke durchaus der gleiche wie beim Kiebinger Spiel: Auslese des Tüchtigsten unter den Rekruten durch sportliche Leistung in Lauf und Wurf. Die Spielart ist jedoch geschlossener, weil sich die gesamte Spielhandlung auf dem Festplatz vollzieht, in deren Mittelpunkt der Festbaum aufgerichtet ist. Jedem der Wettkämpfer ist dieselbe Aufgabe gestellt, 100 Eier im Lauf aufzulesen und abschließend das



Abbildung 1 (oben). Tübingen, Kreis Rottenburg, Aufmarsch zum Eierlaufen. Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen. Abbildung 2 (unten). Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen.



Abbildung 3. Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen.

Grundel so hoch wie möglich zu werfen. In dem Tanz der „Springer“ um den Baum dürfen wir sicher einen ursprünglichen Aderlieferungszug erblicken. Zu diesen zwei Spielformen gesellt sich eine dritte, die bis vor wenigen Jahren in Stahringen am Bodensee (5) geübt wurde, und die, obgleich sie den Wettkampfscharakter eingebüßt, ein altes Kernstück des Spiels erhalten hat: das Eierreiten. Der Veranstalter war zuletzt ein Verein, der unter seinen Mitgliedern die nötigen Eier sammelte. Auf einem freien Platz des Dorfes erstellte er einen mit Tannengrün geschmückten Torbogen und brachte in der Mitte einen Ring von etwa 1 m Durchmesser an. Das Spiel wurde durch eine festliche Ansprache, die auch aus andern Orten bekannt ist, eröffnet. Dann ritten die Eierwerfer, in einheitlicher Kleidung, die Taschen mit gekochten – früher natürlich ungekochten – Eiern gefüllt, den Torbogen an und warfen aus einer gewissen Entfernung ein Ei durch den Ring in ein aufgestelltes Netz. Die Zahl der zu werfenden Eier war nicht mehr vorgeschrieben. Daß auch das Eierreiten ursprünglich ein Wettspiel war, zeigt die abgegangene Spielform, von der Birlinger (6) aus der Saulgauer Gegend berichtet. Zwei Reiter, von denen der eine die vor-

Abbildung 4. Kiebingen, Kreis Nottulden. Eierlauf. Der Sieger mit dem gewonnenen Baum. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.



geschriebene Wegstrecke zurücklegen, der andre eine Anzahl Eier von Pfählen einsammeln muß, tragen den Wettkampf aus. Ungeachtet der vielen, meist recht unvollständigen Darstellungen im Schrifttum, deren Untersuchung auch über Verbreitung und Alter des Eierlaufes Aufschluß geben wird, bietet die lebendige Überlieferung verschiedene Wechselformen mit Zügen eines frühen Auslesespiels, das im südwestdeutschen Raum bis an die Schwelle der Gegenwart ein festgewurzelter Frühlingsbrauch war.

(1) Daß das Spiel auch im Norden einst geübt wurde, zeigt der Beleg aus dem 16. Jahrhundert, den Bolke in der „Zeitschrift f. dt. Volkskunde“, Neue Folge III 47, veröffentlichte: 1537 wurde in dem westfälischen Dorfe Herzebrod bei Wiedenbrück ein Eierlaufen gefeiert. Ebenso berichtet Hüter im Gymnasialprogramm von Bellen 1893 vom Eierlaufen in einigen Dörfern des Kreises Warburg und den angrenzenden hessischen Dörfern. – Eine Verbreitungskarte ist in Vorbereitung. – (2) Die Bilder 1–6 sind Aufnahmen des Instituts für Deutsche Volksforschung und Volkskunde, Tübingen; 7–9 wurden von einem Volksdeutschen aus Bessarabien zur Verfügung gestellt. – (3) Nach einer Mitteilung von Im. Schöck, Sarata. – (4) Nach mündlichen Mitteilungen eines Volksdeutschen aus Sarata. – (5) Nach einer mündlichen Mitteilung von Matth. Vogel. – (6) Volkstümliches aus Schwaben 2, 86 f.



Abbildung 5. Gefalten in Eichtental 1933. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.



Abbildung 6. Gefalten in Sarata 1937. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.



Abbildung 7. Tanz der Säuer, Eichtental 1933. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.

Alfred Dieck / Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großgermanischen Lebensraum

Ortliches und zeitliches Vorkommen, Aussehen.

Siebzehn Holzgestalten oder Holzsäulen sind bisher in Mooren gefunden worden. Sie verteilen sich über ein räumlich weit verbreitetes Gebiet, das vom Bodensee als Südgrenze nach Norden bis nach Südnorwegen reicht; die Westgrenze wird durch die Fjorde aus Grönland gegeben und die Ostgrenze durch den Sund von Jantowo in Posen. Zeitlich sind die Funde einzugliedern vom Ende der jüngeren Steinzeit bis ins Mittelalter hinein. Die Funde sind bis auf den von Humber – ein kleines Schiff, auf dem acht etwa 35–40 cm hohe phallische Gefalten stehen (s. Abb. 1) – unter sich gleich. Es sind einzelstehende Pfähle oder Gestalten.

a) Der Pfahl von Selmoor, Jütland (1) war aus Eiche. Er war ausgehöhlt und wieder mit kleinen Holzstückchen angefüllt. Er stand verkehrt auf einem Steinhäufen. Um ihn lagen Gefäße und Scherben. Die Anlage stammt aus der jüngeren Steinzeit.

b) Die Gestalt aus Buchau (2) besteht aus Eiche. Sie stammt aus dem Ende der Bronzezeit. Nähere Fundumstände sind ungewiß.

c) Bei Mosbjerggaard bei Hobro (3) fand man in einem alten Föhrenwäldchen folgendes: An einem Baum lag ein feuergeschwärztes Bronzegefäß; unter ihm befanden sich Feuerbrände. In einem anderen Baum stand der Unterteil eines Tongefäßes; in der Nähe lagen Scherben. Nicht weit davon fand man zwei größere und mehrere kleinere gewölbte Steinhäufen. Teils unter, teils auf den Steinen lagen u. a. Gefäßscherben und ein geschnitztes Trinkhorn. Auf einem dieser Häufen fand man nebeneinanderstehend zwei Pfähle, die am unteren Ende zugespitzt waren. Die anderen Enden waren vermodert. Es sind wohl die Reste eines Holzbildes oder zweier Pfähle ähnlich den Alten. Aus welchem Holz die Pfähle waren, wird im Fundbericht nicht gesagt; waren sie aus Föhrenholz, weil eine Föhrenähnlichkeit zu den Föhren des Fundplatzes nicht erwähnt wird? Die Anlage stammt aus der Zeitspanne vom Ende der Bronzezeit bis zum Beginn unserer Zeitrechnung.

d) Auch die Gestalt vom Broddenbjergmoor (4), Amt Viborg, stand auf einem Steinhäufen. Zu Füßen dieser Gestalt stand im Steinhäufen ein Lehmgefäß. Die Gestalt, die aus Eiche ist, ist nach dem Gefäß zu schließen eisenzeitlich.

e) Bei Rjäreng, Seeland (5), wurde ein Holzblock unbekannter Holzart mit Löchern für Beine, Arme und Phallus (?) gefunden. Das Gesicht mit den Haaren ist sehr gut erkennbar. Die Herstellungszeit ist unbekannt.

f) Bei Spangholm (6), Wendisch, wurden wenigstens 50 Gefäße zusammenstehend gefunden. Inmitten der Gefäße war ein 64 cm langer Eichenholzpfehl eingerammt. Er ist an einem Ende zugespitzt; am anderen sind zwei Seitenzweige fortgeschnitten. Die Anlage stammt aus der älteren Kaiserzeit.

g) Pörsendorf (7), Thüringen. „Der Kessel wurde im Jahre 1859 in der Dorfsteherlei zu Pörsendorf ungefähr 20 Fuß tief in der Erde aufgefunden, rings um denselben standen 7 Urnen, wovon nur diese nebst ihrem Inhalt gut erhalten, die anderen aber von den Arbeitern zerstochen waren. Dahinter lag eine Gestalt von Holz, mit breitem Gesicht, scharf geschnittenen Augen, eingedrückter Nase und ausgebreiteten Armen, welche letztere beim Aufheben der Gestalt herausfielen, das Gesicht aber von der Luft zerissen wurde. In der Nähe hatte eine große Eiche gestanden, welche ebenfalls in der Erde lag, der übrige Raum war leer.

– Nach Angabe des Herrn Voigttritter (am 17. 5. 1876) lag das Holzbild nicht hinter, sondern mit im Kreise, aber umgeben am Boden. Die Arme waren von Eichenholz, die Figur selbst Eichenholz. Die Arme waren auch geschnitten, Finger nicht mehr bemerkbar. Im Kreise drinnen lag noch ein Naturstein (Kalkstein) in Form eines Bogellopfes, ca. 1 Fuß lang, –, 10/15“

davon lag im Torfmoor ein menschliches Gerippe (8)⁹. Die Anlage stammt aus der älteren Kaiserzeit.

h) Alt-Griessack (9) ein Eichenbild; vermutlich slawisch.

i) Behren-Eibichin (10), Mecklenburg; Eichenholzpfehl; vermutlich aus dem 10.-12. Jahrh.

k) Jantowo (11), Posen, Eichenkopf mit ausgehöhltem Hals; vermutlich aus dem 10. bis 12. Jahrhundert.

l) Holderneß (12), England; ein kleines Boot mit acht bewaffneten phallischen Gestalten; die Schnitzerei – wohl eisenzeitlich – ist aus Fichte.

m) Holzgestalt (13) oder Holzpfehl im Edinburgher Museum (14).

n, o, p) øyvaagelid (15), Südnorwegen; drei Holzgestalten oder Holzpfehle (14).

q, r) Sneedovfsø, Grönland (16). In einem Grab wurden zwei Holzpfehle gefunden (14).

Deutungsversuch des Hundes vom Humber.

Auf den Felsbildern (17) in Bohuslän an der Nordwestküste Schwedens finden wir verschiedentlich Schiffe eingezeichnet, in denen Einzelmänner stehen. Sie haben eine sehr große Ähnlichkeit mit der wohl eisenzeitlichen Schiffsschnitzerei von Holderneß in Ostengland.

Folgende dieser Schiffsräumungen möchte ich mit der Schnitzerei in Verbindung bringen:

Balher, I. 3 (Abb. 2), wo je 6 Gestalten in derselben Haltung wie in Holderneß stehen. I. 17, 1 (Abb. 3) wie eben. I. 8, 2 (Abb. 8), wo 8 deutlich erkennbare und 7 angedeutete Gestalten sich im Schiff befinden; sie sind ebenso wie auf I. 3 (Abb. 6), wo 4 solcher Gestalten erkennbar sind, schon mehr stilisiert. Einen weiteren Schritt zur Stilisierung bildet II. 5 (Abb. 4), wo die zweimal 3 Gestalten durch einen senkrechten Strich und zwei Vollkreise (Kopf und Körper) angedeutet werden. Die letzte Stufe dieser Stilisierung ist in den Strichen mit Kopf zu erkennen auf II. 47 (Abb. 5) und bei Kossinna (Abb. 7), Grabstein von Billfara-Erhonen (Deutsche Vorgeschichte, 5. Aufl., S. 91). Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, 1. daß vermutlich zwischen diesen Felsbildern und dem Bild aus Fichtenholz 500, wenn nicht 1000 Jahre liegen; 2. darf nicht unbeachtet bleiben, daß auf den hier in Frage kommenden Felszeichnungen die Schiffsinassen nie phallisch dargestellt sind, dagegen die acht Gestalten aus Holderneß an der Mündung des Humber mit größter Wahrscheinlichkeit phallisch waren.

Die Einzelgestalten und ihre Deutung. – Heilige Bäume, heilige Pfähle.

Die Ehrung oder Verehrung der Holzgestalten wird zurückgeführt auf einzelstehende Pfähle und ursprünglich in frühindogermanischer Zeit auf heilige Bäume (18). Dem wird man beipflichten. Wie Detering gezeigt hat, ist dieser alte heilige Baum die Eiche gewesen. Sprachliches, Naturgeschichtliches, Heilmittelkundliches, Brauchtumkundliches und vor allem die Bodenfunde (Holzreste und Gegenstandsverzierungen) sprechen dafür.

Die „Irminsul“ und die Welten Säulen.

Mit den altheiligen Bäumen in Zusammenhang gebracht werden die Irminsul und die Welten Säulen. Näheres hierüber zu sagen erübrigt sich, da das Schrifttum hierzu trotz seiner Vielgestaltigkeit sich im großen und ganzen bejahend ausgesprochen hat (19).

Holzgestalten – Götzen?

Diese Holzgestalten sollen nach weit verbreiteter Meinung (20) germanische Zettische, Götzen oder Kultbilder gewesen sein. Diese Annahme ist aber auf Grund der Massenseelenforschung kaum noch aufrecht zu erhalten (21). Es ist eher anzunehmen, daß diese Bilder, wenn es Götzen gewesen sind, sie nicht von unseren germanischen Vorfahren verehrt wurden. Sie sind dann höchstens Verehrungsgegenstände andersrassiger Träger gewesen (21). Haben sie aber doch im Brauchtum unserer Vorfahren eine Rolle gespielt, dann ist eher anzunehmen, daß sie als Symbole dienten (22, 23).

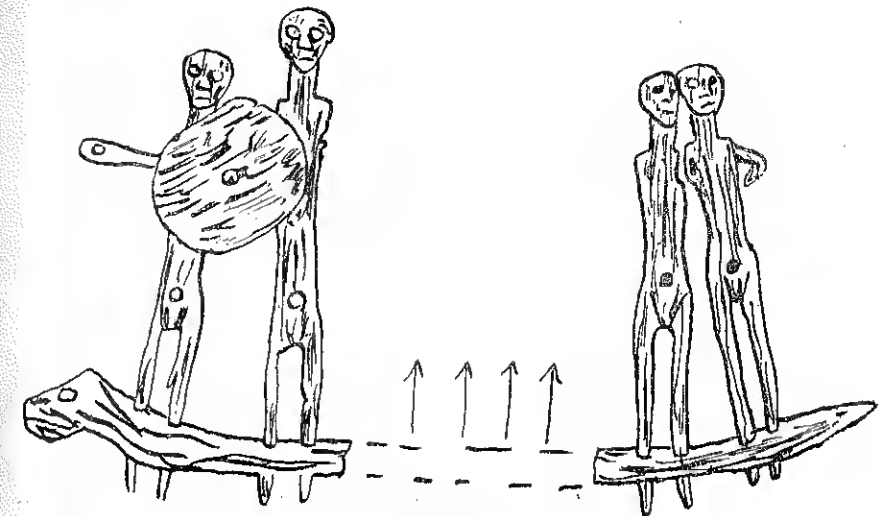


Abbildung 1.

Almgren, „Det. Urf.“ Seite 65 Ost-England Mündung des Humber (ursprünglich 8 bewaffnete phallische Gestalten).



Abbildung 2.



Abbildung 3.

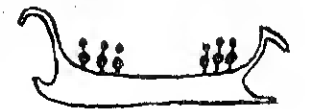


Abbildung 4.



Abbildung 5.



Abbildung 6.

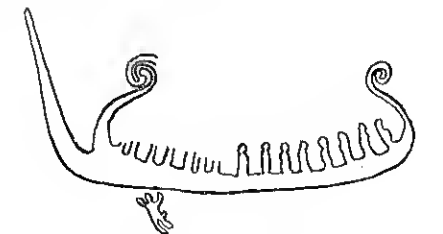


Abbildung 8.

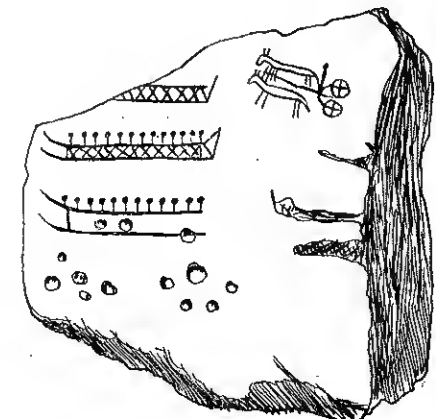


Abbildung 7.

Holzgestalten - Grenz- oder Wegpfähle?

In Harbardslooth 57 werden für Island Wegmarkierungen durch Holzpfähle bezeugt. Noch im 18. Jahrhundert waren geschnitzte Wegweiser auf Island in Gebrauch. Höchstwahrscheinlich waren sie verschieden gestaltet, wie jetzt noch in den Alpen, um ohne Beschriftung dem Wanderer das Zurechtfinden zu ermöglichen. Von zwei solchen Pfählen (vielleicht einem Zwillingswegweiser) wird - wie wir noch weiter unten sehen werden - in Havamal Str. 49 berichtet, daß sie aus Spott bekleidet wurden.

Wenn die Annahme zu Recht besteht, daß wenigstens ein Teil (24) der im germanischen Gebiet gefundenen Holzgestalten als Grenz- oder Wegpfähle zu deuten ist (25), dann könnte dafür sprechen, daß sie gern auf Steinhäufen gestellt wurden, wohl um weithin sichtbar zu werden. Dafür könnte auch sprechen, daß sie - soweit sie menschliche Gestalt besitzen - phallisch dargestellt werden. Denn die gelehrlichen Hermen, die doch erwiesen als Grenz- bzw. Wegzeichen gedient haben, sind ebenfalls phallisch. In dieselbe Reihe möchte ich auch die Steinfloten stellen, die phallisch geformten Steine, die häufig in Norwegen und n. W. auch in Schweden vorkommen.

Daß sowohl die Gestalten als auch die Steine phallisch geformt wurden, hängt wohl mit einer Frühform der später zum Wanenglauben gewordenen Weltanschauung zusammen. Doch möchte ich mich an dieser Stelle gegen die n. a. von Moq (26) vertretene Ansicht wenden, solche Gestalten und Phallusformungen hätten dazu gedient, „um die Fruchtbarkeit der Erde zu fördern“. Hier wie auch sonst im Brauchtum ist m. E. eher ein symbolisches als zauberhaftes Denken beim nordischen Menschen anzunehmen, wie uns auch durch die Sinnbildforschung immer wieder bestätigt wird.

Reicht es zu, daß solche Gestalten als Weg- oder Grenzzeichen zu erklären sind, dann ist auch verständlich, warum verschiedentlich in ihrer Nähe Gefäße, Feuerstellen usw. gefunden wurden. Dann sind diese Gefäße nicht Opfer an die Kultgestalt, sondern Reste von Mahlzeiten, die anlässlich irgendeiner Besprechung an dieser leicht auffindbaren und obendrein heiligen (27) Stelle stattfanden. Zu bemerken ist noch, daß die alten Wegsäulen und Grenzsteine durchweg Säulenform haben.

Bemerkenswert ist auch in unserer Beobachtungslinie die eigenartige Anlage zweier Dörfer in der Gegend. Beide Dörfer, die zuerst 966 erwähnt sind, heißen Saubach. Sie liegen rechts und links eines Baches, des „Sprung“. Eines der Dörfer gehört zum Amt Wendisch, das andere zum Gericht Steinburg. In ihrer Nähe ging ehemals die Handelsstraße Leipzig-Frankfurt/M. entlang. An ihr steht der „lange Stein“. War er ein solcher Grenzstein, der zwei Gebiete so scharf trennte, daß die Grenze noch in der Verwaltungsart der beiden Dörfer sich widerspiegelt? Ein Hinweis auf ähnliche Verhältnisse mag uns auch noch der „Opferstein“ von Buschlaub/Görschewitz, Kr. Borsdorf, sein, der genau auf der Gemarkungslinie steht. Unerwähnt soll aber nicht bleiben, daß bis noch weit ins Mittelalter hinein auch lebende Bäume, meist Eichen, als Grenzzeichen angesehen wurden (28).

Holzgestalten - Merkmale für Beratungsplätze?

Wie eben schon gesagt, glaube ich, daß die Kunde bei einigen Holzgestalten davon Zeugnis ablegen, daß dort Beratungen stattfanden. Bestärkt werde ich in dieser Deutung dadurch, daß auch jetzt noch vielfach das Merkmal alter Beratungsplätze ein hölzernes oder steinernes Bild oder ein Pfahl oder ein Stein ist. Ich meine die Bauernsteine und Rolandsfäulen. Hierbei wäre einmal der einzelstehende Bauernstein als Versammlungs- bzw. Beratungs-ort anzusehen (z. B. Kirchdau, Saalkreis), andererseits der Bauernsteinkranz als Umgebung oder Sitzsteinreihe für die Teilnehmer zu erklären (z. B. Rosbach, Kreis Querfurt). Die Rolandsfäule (29) würde als städtisches Gegenstück dem einzelstehenden Malfstein, Bauernstein gleichzusetzen sein. Zu beachten ist, daß die ältesten Rolande (30) pfellerartig sind! Als vorgeschichtliche Gegenstände kämen für die einzelnen Steine die Holzgestalten in Frage.

Als Gegenstücke zu den Bauernsteinkranzen seien aus der Vorgeschichte erwähnt die Steinringe der Art wie Stonehenge und die Holzringe von Woodhenge, Wiltshire (31) und Woodhenge, Norwich (31), und aus der Frühgeschichte das Umhaseln von Beratungs- und Kampfsplätzen.

Daß eine Verbindung zwischen der städtischen Form der Rechtsfäule (Roland) und der ländlichen Form (Steinerne Jungfrau und wie die alleinstehenden besonderen Steine auch genannt werden) besteht, erscheint mir durch Brauchtum gesichert, das in ähnlicher Form bei beiden vorkommt. Erwähnt seien folgende Orte:

Thorsberg (hier noch alte Säule auf dem Thingplatz, auf dem Markt abgehalten wird). Paderborn (Jobustein, hier Lätare ein Volksfest). Gerbstedt (Hoyerstein, hier noch 1512 am 8. September ein Jahrmarkt). Hamburg (am Roland findet Markt statt). Halle/S. (am Roland findet Markt statt: die „Hallese Messe“, die infolge der Bürgerunruhen Anfang des 15. Jahrhunderts von der Leipziger Messe abgelöst wurde). Magdeburg (Markt am Stadtbild Kaiser Ottos (?)). Oldau (Steinerne Jungfrau, hier müssen die Pfarrer der drei umliegenden Orte abwechselnd predigen). Bucha (Bauernstein = „Kaufstein“, an dem Käufe und andere Verträge abgeschlossen wurden). Domitz (noch 1865 wurde durch dreimaliges Pochen mit einem Eichenholzhammer an die Hofstür zur Versammlung am Bauernstein aufgerufen). Werben (am Bauernstein versammelt sich die Gemeinde). So in den meisten Dörfern, wo Bauernsteine sind. Stralsund (Verlobungen an dem „Stein auf dem Markt“ öffentlich verkündet). Greifswald (wie Stralsund). Elbeck (wie Stralsund). Hachpfiffel (Stein auf dem Marktplatz, an dem früher das „Pfiffelsche Gericht“ abgehalten wurde). Bels (auf dem Dorfplatz ein Stein, an dem das alte Zehntgericht stattfand (32)). Halle/S. (1482 ist der öffentliche Tanz, „so alle Jahr vor dem Rolande gehalten worden, abgeschafft“). Magdeburg (Rolandspiel). Brandenburg-Neustadt (im Kopfe des Rolandes eine flache Mulde, in der seit je Donnerbart wächst). Buch (zu Pfingsten wird der Rolandskopf mit einer Blätterkrone geschmückt). Prenzlau (auf dem Kopf des Rolandes 4 Löcher mit Bleispuren. Trug er eine Schale, in der ebenfalls Pflanzen wie in Brandenburg wuchsen? Hierfür kann sprechen, daß alte Nachrichten von einem Lorbeerkranz berichten. Oder wurde er nur ebenso wie der in Buch geschmückt?). Langenberg (zu Pfingsten Tanz an der Rolandsfäule; alte Sagen führen dies auf heidnisches Brauchtum zurück). Duestenberg (erinnert sei an das Duestenfest, dessen einer Teil oben auf dem Gipfberg, dessen anderer im Ort stattfindet; allerdings ist m. W. mit dem Roland kein Brauchtum verbunden, ebenso auch nicht mit dem Bauernstein, der neben dem Roland liegt). Die Spielrolande sind wohl eine Abart des Ringsteins und gehören nicht in diesen Zusammenhang (33).

Brauchtum, wie die Benutzung des Rolandes als „Schwarzes Brett“ (Nordhausen), Prangerpfahl (Pöfen und Plöhl), desgleichen als Stelle, wo nach einem Brand die Feuerreimer hingebraucht werden mußten, um sie dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben (Gardelegen), hängen mit der Rechtsbedeutung des Rolandes zusammen.

Aber nicht nur Brauchtum, auch Sagen, die um Rolandsfäulen, Bauernsteine und sonstige Steine spielen, zeigen, daß die von mir vermutete Einheitsart dieser Steine besteht (34). Karnevalsgehaltnen, die sowohl im heutigen Brauchtum auftreten, als auch auf den Felszeichnungen in Bohuslän (35) zu erkennen sind, glaubt Klingenberg (36) mit Rolandsfäulen in Verbindung bringen zu können. Dieser Meinung kann ich mich nicht anschließen. Wenigstens haben sie nichts mit der hier ange deuteten Herkunftslinie der Rolande zu tun.

Schriftliche Nachrichten. - Köpfe auf Pfählen oder Bäumen.

Eine Anzahl von schriftlichen Nachrichten spricht davon, daß Pfähle oder Bäume bei den Germanen eine Rolle gespielt haben sollen. Ein Teil dieser Nachrichten besagt, daß im Anschluß an „Opfer“ die Köpfe der getöteten Tiere a) an Bäume gehängt (Teutoburger Wald und Uppfala) oder b) auf Pfähle gesteckt (Alt Tartusch, Ibn Fadlan, Thule 19, 370) wurden. Die Nachrichten lauten: Zu a): Über die Schlacht im Teutoburger Wald: „Daneben lagen

Bruchstücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden; zugleich hingen an Baumstämmen angeheftet die Köpfe (37, 38) (Tacitus, Annalen I, 61). Über den heiligen Hain von Uppsala: „Die Körper aber werden in einem Hain aufgehängt, der zunächst dem Tempel liegt... dort hängen auch Hunde und Pferde neben den Menschen (38).“ (Abam von Bremen IV, 27.) Zu b): „Ar-Zartuschi erzählt: Sie feiern ein Fest, an dem sie alle zusammenkommen, um den Gott zu ehren und um zu essen und zu trinken. Wer ein Opfertier schlachtet, errichtet an der Tür seines Gehöftes Pfähle und tut das Opfertier darauf, sei es ein Hind oder ein Widder oder ein Ziegenbock oder ein Schwein (39).“

Ibn Fadlan berichtet: „Darauf nimmt er eine Anzahl Kinder und Schafe, schlachtet sie, gibt einen Teil des Fleisches an die Armen, trägt den Rest vor jene große Statue und vor die um sie herumstehenden kleinen und hängt die Köpfe der Schafe und Minder an jenes Holz auf, das in der Erde aufgerichtet steht (40).“

Thule 19, 370 lesen wir: „Sie (König Baldemar und der Wendensfürst Njullat = Niflos) schlugen sich bei der Stadt, die Urk heißt; König Baldemar errang dort den Sieg, aber Njullat floh und fiel darnach. Die Dänen nahmen seinen Kopf und steckten ihn auf einen Pfahl vor der Stadt.“ (Vgl. dazu die von Peter Paulsen behandelte Bronzezeit zu Gnefen mit der Abbildung des auf einen Pfahl gesteckten Kopfes des hl. Adalbert; Germanien 1940, S. 15. Schriftleitung.)

Diese Nachrichten sind im Kern wohl richtig. Stehen mit ihnen die Nachrichten der Sagas (41) in Verbindung, die berichten, daß auf Island Stangen mit Pferdeköpfen als Reidsstangen errichtet wurden? Doch möchte ich diese für reine Spottstangen halten. Ich glaube nicht, daß es Stangen sind, „die apotropäische Kraft haben, also zweifellos Überbleibsel alter, primitiver Kultbilder sind“ (42). Wenn ich auch nicht leugnen will, daß die Reidsstangen Islands eine spottförmige Spätform einer wohlwollenen Frühform sein mögen, so halte ich die Reidsstangen selber aber für eine abseits des religiösen Denkens und Fühlens stehende Verspottungsart. Wissen wir doch aus den Epithamen und Spottversen der Sagas, wie spitz und scharf, aber auch manchmal wie gutmütig-herzlich der Spott der Wilinger war. Ein Zeugnis ihres Schabernacks sei hier besonders hervorgehoben, weil er sich ebenfalls um Holzgestalten – vermutlich Begeweser, f. o. – drehte. Im Havamal 49 lesen wir: „Weg gab ich mein Gewand auf der Heide draußen zwei Holzmännern; Wie Necken sahen sie aus, als sie die Kleider hatten, beschimpft ist der nackte Mann.“ Wer denkt da nicht unwillkürlich an die Figur im Kopenhagener Hafen umwelt der bekannten kleinen Nixe aus Andersens Märchen, die einen sich nach dem Bad Abtrocknenden zeigt und der man vor einigen Jahren im kalten Winter zum „Erwärmen“ einen alten Bademantel umhängte. Muß man denn hinter allem dumpfbrütenden Fetischismus sehen?! Sinnvolle Ehrung des Erhabenen – und gutmütiger Scherz haben im Verhältnis zum Allgewaltigen bei Latinenfchen unseres Blutes stets beieinander gewohnt.

Im Zusammenhang mit der Sitte, Köpfe von Tieren nach ihrer Weihestellung aufzustechen, welse ich auf die mittelfeinsteinzeitliche Fundstelle von Meiendorf bei Hamburg hin. Hier wurde ein Pfahl mit aufgestecktem Reintierschädel gefunden. Der Ausgräber, Prof. Kust, bringt ihn laut Zeitungsmitteilung mit dem Giebeltschmuck der niederfächsischen Bauernhäuser in Verbindung. Ist es richtig, in diesem Zusammenhang auf den sprechenden Kopf des Pferdes Gallada über dem Torweg in dem bekannten alten Märchen hinzuweisen? Sieht mit ihnen auch die weitverbreitete Sitte in Verbindung, die Pferdenachgeburt auf Eichen aufzuhängen? (Vgl. J. D. Plaffmann, Neues vom alten Bodan; Germanien 1936, S. 387 ff.).

Hochstypfeller.

Eine weitere Gruppe von Nachrichten berichtet von den Hochstypfellern (43). Auch sie sind wohl auf den Welkenbaum zurückzuführen. Allerdings tritt bei ihnen noch eine zweite Funktion hinzu, nämlich die rein bautechnische Bedeutung. Auch bei ihnen ist es unangebracht, sie, besonders wenn sie noch mit dem Bild Thors geschmückt sind, für Fetische zu erklären. Der Schmucktrieb spielt eine große Rolle. Wissen wir doch von anderen Gegen-

ständen, die mit mythologischen Gestalten verziert waren (z. B. Schilden (44) und Stühlen (45)); auch diese werden doch nicht für Fetische erklärt!

Daß die Hochstypfeller eine große Rolle im Brauchtum im Norden spielten, ist nicht zu leugnen. Die Sagas sind voll derartiger Andeutungen. Trifft sie doch auch das norwegische Christenrecht mit seinen Verböten. Ihre Bedeutung näher aufzuzeigen, ist hier nicht der Platz. Es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß der bisherigen Deutung eine andere und m. E. begründetere gegenübergestellt werden kann.

Originalhochstypfeller sind m. W. bisher noch nicht gefunden; es sei denn, daß die beiden oben genannten Säulen aus den Gräbern an der Ostküste von Grönland als Reste solcher Pfeiler zu deuten sind.

- (1) Glemmen, Urgefichtliche Religion I Nr. 106. Feddersen, So Rosensund Nachbeger f. nord. Oldmynd. og Hist. 1881 S. 376. – (2) Melnerth, Das Federseemoor als Giebelungsland der Vorseitmenschen, S. 142. Deterling, Die Eiche, Kallischverlag 1939. Deterling bringt dieses Holzbild m. W. zum erstenmal in oben angeführten ausgearbeiteten Buch in diesem Zusammenhang. – (3) Schulz, Mitteldeutsche Volkheit, Halle, Landesanstalt für Volkskunde 1935, Heft 1. – (4) Gollmer, Handb. d. germ. Mythol., Leipzig 1895, S. 603. S. Maller, Nordische Altertumskunde II, 180. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, Nr. 106. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, 136. Deterling, a. a. D. Schulz, a. a. D. Feddersen, a. a. D. 371. – (5) Helm, a. a. D. I Nr. 107. Feddersen, a. a. D. 380 f. – (6) Glob, Acta archaologica VIII S. 186 f. Deterling, a. a. D. S. 114 Anm. und Abb. 38. – (7) Akten der Großherzoglichen Bibliothek Jena (C, 4a) 1829/1868 S. 32. Akten des germanischen Museums Jena betreffs Pöstenborf. Söke-Höfer-Schlesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Bielefeld 1909, S. 276 ff. Schulz, a. a. D. Neumann, Thüringer Bäume 1934, Heft 2. Deterling, a. a. D. – (8) Dietl, Die Bedeutung der Moor- und Wasserfunde der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter besonderer Berücksichtigung der Holzgestalten, Moorleichen und Menschopferverbrichte. Dissertation an der Martin-Luther-Universität Halle 1939, S. 10 ff. Dietl, Die Moorleichen im großgermanischen Lebensraum, ihr Vorkommen und Bedeutung (Mannusbibliothek 1941, Bd. 4; Vorbericht demnächst in „Forschungen und Fortschritte“). – (9) Feddersen, a. a. D. S. 381 ff. Helm, a. a. D. Nr. 107. Deterling, a. a. D. von Quast, Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine 1858 Nr. 11, S. 104 ff. Albrecht, Elamische Bildwerke, Münchener Zeitschrift 1928 S. 46 ff., hier weiteres Schrifttum. – (10) Vorseit. Altert. d. Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1910 u. S. 381 ff. 70 Abb. 16. Deterling, a. a. D. Albrecht, a. a. D., hier weiteres Schrifttum. – (11) Deterling, a. a. D. Albrecht, a. a. D., hier weiteres Schrifttum. – (12) Feddersen, a. a. D. S. 383 ff. Helm, a. a. D. Nr. 107 Anm. 126. – (13) Feddersen, a. a. D. S. 383. Helm, a. a. D. Nr. 107. – (14) Näheres ist z. B. nicht in Erfahrung zu bringen. – (15) Berge, „Husgudar i Norge“ in Norsk Folketale 1921 S. 9 ff. de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte I, 136. – (16) Helm, a. a. D. Nr. 107 Anm. 126. Graah, Undersøgelser af de Oldtidsens af Grønland, Kopenhagen 1832, S. 101 ff. VIII Abb. 3; das Buch war mir z. B. nicht zugänglich. – (17) Balzer, Höllesteinlager von Bohuslän. I. u. 2. Serie, Östergöteborg 1881–90 und 1891–1908. Norden, Felsbilder von Ostgotland. Hagen i. W. 1923. Almgren, Felsbilder, S. 18 ff. – (18) Deterling, a. a. D. – (19) Aus der Fülle des Schrifttums sei lediglich folgendes erwähnt: Jung, Jümenfchl und Molandfchl. Mannus 17. D. S. Reuter, Germanische Höllesteinlager, München 1935. Mollenhoff, Germania, S. 525. Dietl, Jeminfchl og Gudföföter. Nordische Welt, 3. Jg., Heft 4; in diesem Aufsatz werden die Juppiter-Gigantenfchl in den Betrachtungsbereich der Jeminfchl gebracht. Im Zusammenhang dazu sei die fremdbildliche Mittellung von Herrn Leusch-Halle gebracht, der bei Instandsetzung alter Kunstwerke feststellen konnte, daß im frühen Mittelalter in Miniaturen, der Plastik und der Glasmalerei – die Tafelmalerei macht eine Ausnahme – der Stamm des Christentums grün dargestellt wurde. – (20) S. Maller, Nordische Altertumskunde II, S. 180. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 136 f. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 216. – (21) f. auch Deterling, a. a. D. S. 114 u. Anm. 51. – (22) So auch als Deutungsmöglichkeit von de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 137. – (23) Als gleichlaufende Erscheinung sei hingewiesen auf die Auffassung z. B. der Christusbildstellungen der evangelischen Konfession (vorwiegend im nordischen Gebiet) Abzusehen ist von den Folgen der Religionsknechtung der Gegenreformation gegenüber der kulturbewahrenden Auffassung der katholischen Konfession („Katholische Masse“ des Papstes, Sommer 1938). – (24) Die späten slavischen Gestalten stehen hier nicht zur Besprechung. – (25) f. auch Deterling, a. a. D., der m. W. zum erstenmal auf diese Deutungsmöglichkeit hingewiesen hat. – (26) Mogk, Germanischer Bilderatlas S. II. – (27) Grenzräume und -pfeile sind rechtschuldig! Siehe Grimm, Rechtsaltertümer. v. Althofen, lex Frisionum. – (28) Vgl. von Entenberg, Germanische Grenzfluren, im Archiv für Anthropologie 1909, S. 208 ff. – (29) Bei der Ableitung der Molandfchl von dem heiligen Baum bzw. Pfahl greife ich zurück auf eine Deutung, die J. Grimm bereits 1815 angeführt (Kleine Schriften, Gütersloh, Bd. 8, S. 493), aber 1851 wieder fallengelassen hat (Vorlesung vom 14. 8. 1851: Kleine Schriften, Bd. 2, S. 359). Siehe auch u. a. Uhlitz in Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung XV, 1894, S. 680. Nordische Welt, 1936, Heft 1. – (30) Als unvollständigste Zusammenfassung über Molandfchl mit welcher Schrifttumsangabe ist zu nennen: Böslig, Ursprung und Bedeutung der Molandfchl. Herrn Oberbürgermeister i. R. Dr. Böslig sei an dieser Stelle für freundliche Anstöße gedankt. Hingewiesen sei auch auf Almgren in der Kronprins-Gustaf-Adolf-Festschrift, Stockholm 1932. – (31) „Entfchl und Vorseit“, Hantalsutbild S. m. d. H., Berlin 1938, S. 11 f. und 42 f. –

(32) Hier wie auch an anderen Orten steht neben dem Stein die Dorfsinde. Es treffen sich also wie bei den Grenzzeichnungen die zwei Elnien: der lebende Baum und der tote Stein als Sinnbild des alten Lebensbaumes. — (33) Gegen K. Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands, Halle 1904. — (34) Betreffs Rolandsagen sei hingewiesen auf den Aufsatz von Ebers, Steinerner Helden in Brandenburg, Ztschr. f. Heimatpflege 1931, S. 189 f. und Hoebe, Deutsche Rolande, 1934. — (35) Gegen Mogk, Elemen usw. — (36) Almgren, „Ture lang i Skänlinge de tygla Rolandsfoderna och andra Jättebilder“ in Arkeologiska studier. Almgren, Festschriften, S. 348; dort weiteres Schrifttum. — (37) Vgl. u. a. den Aufsatz von J. D. Plafmann, „Die Menschenopfer nach der Barneschlacht“, Germanen 1934, S. 110 ff. — (38) J. D. Plafmann, „Ob es Menschenopfer bei den Germanen“ (Mannus 1941, Heft 2/3. — (39) G. Jacob, „Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert“, Leipzig 1929, S. 29. — (40) Frähn, Ibn-Foslan und andere Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Petersburg 1823, S. 9. Der vollständige Bericht, der von Dr. Zeff Validi-Dogan vor über zehn Jahren in Persien entdeckt wurde und Brevollstes über die germanischen Stämme in Russland enthält, ist jüngst veröffentlicht worden; vgl. die Besprechung durch H. J. Stal, Germanen 1941, S. 40. — (41) u. a. Thule 3, 169 f. — (42) Helm, a. a. D. Nr. 108. — (43) Detering, a. a. D. S. 111. Haupt, Aus dem Pofener Land, Jg. 1909, S. 313 ff. Helm, a. a. D. 1 S. 108. Die vielfachen Erwähnungen in den Sagas u. a. Thule 7, 13. — (44) Thule 3, 239 f. — (45) Ebenfalls in den Sagas. Die genaue Angabe ist mir z. St. nicht möglich, da ich zur Bezeichnung eingezeichnet bin.

Adolf Hofe / Drei nordische Stabkalender in Hamburger Besitz

Die drei Kalenderstäbe, die ich in einer vergleichenden Untersuchung behandle, werden zur Zeit in Hamburg aufbewahrt (1), und zwar befinden sich zwei in Museums- und einer in Privatbesitz. Stabkalender, insbesondere Runenstabkalender, gibt es in deutschen öffentlichen Sammlungen nur in einer beschränkten Anzahl, aber Stücke in Privathand finden sich in Deutschland außerordentlich selten.

Der Besitzer des einen nordischen Stabkalenders ist der Facharzt Dr. med. Schaezel in Hamburg. Nach seinen Angaben ist der Stab wohl von dem Großvater seiner Frau erworben, der mehrere Reisen nach Norwegen unternahm und manche Seltenheiten mitbrachte. Der Stab besteht wahrscheinlich aus Eschenholz und ist 90 cm lang, 3,9 cm breit und 1,5 cm dick. Von der Gesamtlänge entfallen 9,3 cm auf einen Griff, der beim Anfass an den übrigen Stab etwa 1¼–1½ cm, am oberen Ende 3 cm breit ist. Hier ist der Griff durchbohrt, damit er an einem durchgezogenen Bande aufgehängt werden konnte. Unten und oben ist der Stab von längerem Gebrauch etwas abgenutzt und an einigen Stellen wurmförmig, aber sonst von guter Erhaltung. Die Einkerbungen auf dem Stabe befinden sich auf den beiden Breitseiten. Die Ausnutzung des Platzes ist nicht gleichmäßig, indem auf der einen Seite 8,8 cm, auf der anderen 13,2 cm frei von Kerbungen gelassen sind. Da der Inhalt der Kerbungen auf beiden Seiten den gleichen Umfang hat, sind die Kerbungen auf der zu zweit genannten Seite etwas enger zusammengebrängt. Die ganze Länge der beiden Breitseiten durchläuft eine tiefe Kerbe, die nach unten einen schmalen Raum für die kurzen Kerbstriche, nach oben einen größeren Raum für die bildhaften Einkerbungen abtrennt. Auf der scharfen Kante, die durch eine Breitseite und eine Schmalseite gebildet wird, sind durch kleine Kerben auf jeder Seite des Stabes je 182 Striche gebildet. Jeder siebte Kerbstrich ist von der Kante über die Schmalseite weitergeführt, so daß durch sie auf jeder Einkerbungsseite je 26 Teilabschnitte entstehen. Die Reihenfolge der Einkerbungen verläuft auf diesem Stabe von rechts nach links, wie es ja auch bei den eigentlichen Runenkalendern solche mit rechtsläufigen und mit linksläufigen Runen gibt.

In ähnlicher Weise ist der verwandte Stab geformt, der im Museum für Völkertunde in Hamburg als Nr. 14 162 : 1 aufbewahrt wird. Nach dem Museums katalog wurde er 1875 als „Wätschschläger“ erworben. Die Angabe bietet nichts Überraschendes, wenn man hört,

daß die nordischen Kalenderstäbe öfter als Mangelhölzer benutzt wurden; natürlich sind durch solchen Gebrauch besonders die Ecken abgeschliffen und die Einkerbungen vielfach undeutlich geworden. Unser Stück ist wahrscheinlich nach dem Erwerbungszeitpunkt in der Literatur (2) als Stab von Stavanger bezeichnet.

Der Stab ist 90 cm lang, 5,8 cm breit und 1,5 cm dick und nach Meinung des Werkmeisters, der ihn im Museum aus Nadelholz, wahrscheinlich Lärche, gearbeitet. Auch hier ist jede Breitseite durch einen die ganze Länge durchlaufenden Strich in eine breite Fläche für die eingekerbten Figuren und eine schmale für die senkrechten Kerbstriche eingeteilt. Diese Kerbstriche sind nicht wie bei dem erstgenannten Stabe in die Kante gefertigt, sondern in flacherer Weise zwischen dem Längsstrich und der Kante eingeschnitten. Wegen der Abnutzung des Stabes sind manche Kerbstriche nur undeutlich, andere gar nicht mehr zu erkennen. Selbst wenn dies der Fall ist, erkennt man aber an dem Abstand, daß auch auf diesem Stab jeder 7. Kerbstrich besonders gekennzeichnet ist, und zwar durch kleine dreieckige Einkerbungen, die über dem betreffenden Kerbstrich oberhalb des Längsstriches stehen. So sind auch hier auf der einen Seite 26, auf der anderen, da durch Gebrauch eine Ecke abgegriffen ist, 25 Teilabschnitte entstanden. Der Inhalt der Einkerbungen ist auf diesem Stabe von links nach rechts zu lesen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die einzelnen Kerbstriche sich auf die Tage und die Markierung bei jedem 7. Strich sich auf die Wochen eines Kalenders beziehen. Da wir es mit immerwährenden Kalendern zu tun haben, bezeichnen die Markierungen beim 7. Strich nicht etwa die Sonntage, sondern sie entsprechen dem Buchstaben A in der Reihe der Sonntagsbuchstaben der mittelalterlichen immerwährenden Kalender. Da die Sonntage und damit auch die anderen Wochentage in jedem Jahr wechseln, mußte man sich zur Bestimmung der Wochentage in jedem Jahr merken, auf den wievielten Kerbstrich innerhalb der Siebenerabschnitte die Sonntage fielen. Es bedeutet natürlich daselbe, ob man feststellt, daß auf unseren Kalenderstaben z. B. in einem Jahr die Sonntage auf den 3. Kerbstrich in den Siebenerreihen fielen, oder ob auf einem immerwährenden mittelalterlichen Kalender die Sonntagsbuchstaben des Jahres durch den Buchstaben C oder auf einem Runenkalender durch die Rune þ mit dem Zahlwert 3 ausgedrückt werden. Von den beiden Gruppen der Stabkalender, solche mit Runen und solche mit Kerbstriichen für die Tage, zerfällt jede wieder in eine Gruppe mit Angabe und eine ohne Angabe der Goldenen Zahl. Unsere beiden Stäbe gehören zu der einfacheren Gruppe, die die Tage durch Kerbstriiche ausdrückt und keine Goldenen Zahlen enthält. Die Bezeichnung der Goldenen Zahlen, aus denen man die Neumonde und damit auch die anderen Mondphasen des Jahres ablesen konnte, war besonders wichtig für die kirchlichen Kreise, damit man aus der Mondstellung zu Festtagsanfang das Osterfest und damit die übrigen beweglichen Feste berechnen konnte. Dieses Bedürfnis bestand für die Laien weniger, und über die Mondphasen konnte man sich durch einen Blick zum Himmel leicht vergewissern. Für einfache Bedürfnisse genügte daher ein Kalender, der die Tageseinteilung im Jahreslauf und die Stellung der Wochentage darbot.

Einfache Stäbe mit Kerbstriichen, die Jahres- und Wocheneinteilung kenntlich machen, sind zwar aus vorchristlicher Zeit im Norden nicht überliefert, mußten aber, da sie bei vielen primitiven Völkern vorhanden sind, auch bei den nordgermanischen Völkern angenommen werden. Es wäre auch nicht einzusehen, wie man durch Jahrhunderte der christlichen Zeit an dem gekerbten Stabkalender festhielt, wenn er nicht auf alter volkstümlicher Überlieferung beruht hätte. Der römisch-christliche Kalender brachte als besonderen Inhalt die über das ganze Jahr verteilten festliegenden Festtage der Heiligen, die für die wichtigsten in der ganzen Kirche die selben sind, für sogenannte Lokalheilige aber in den einzelnen Diözesen mannigfache Unterschiede aufweisen. Das Datum dieser Heiligentage von einem Kalender ablesen zu können, war nicht nur für jedermann wichtig, weil die Beachtung und das Feiern dieser Tage von der Kirche mit allen Mitteln, vor allem durch Kirchenbußen, erzwungen wurde, sondern weil diese Heiligentage durch Jahrhunderte die Grundlage der historischen Chronologie darstellten. Wie im mittelalterlichen Deutschland drückte man auch im Norden seit Einführung des Christentums

(in Dänemark und Norwegen etwa im 11., in Schweden etwa im 12. Jahrhundert) ein Datum fast ausschließlich durch die Bezeichnung „fourdsoviel Tage oor oder nach dem nächstgelegenen Heiligenfeste“ aus. Wie man im Gegensatz zu dem geschriebenen Kalender der Kirche im Norden an den gekerbten Holzstöcken oder an geritzten Kalenderringen festhielt, blieb die volkstümliche Überlieferung auch in einem anderen Punkte erhalten. Der römisch-christliche Kalender begann das Jahr mit dem 1. Januar. Besonders bei jüngeren Stabkalendern findet man auch diesen Jahresanfang und demnach auf der einen Seite des Stabes die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni, auf der anderen Seite die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember eingezeichnet. Wie für die Germanen der neue Tag am Abend begann (daher die Zählung nach „Nächten“ anstatt nach „Tagen“), so begann für sie das Jahr mit Winteranfang (daher die Zählung nach „Wintern“ anstatt nach „Jahren“). Wenn daher wie besonders die älteren Stabkalender auch unsere beiden Stücke auf der einen Seite die Zeit vom 14. Oktober bis 13. April, auf deren anderen vom 14. April bis 13. Oktober, also ein Winter- und ein Sommerhalbjahr enthalten, so stellt dies ein Kompromiß zwischen dem gelehrten Kirchenkalender und der alten heimischen Überlieferung dar.

Der von der kirchlichen Auffassung verfolgte Sonderzweck, die Germanen zur Kenntnis und Beachtung der kirchlichen Feiertage zu erzielen und anzuhalten, konnte auch bei einem beliebigen Jahresanfang erreicht werden. Die Hauptfache war, daß die Verfasser der Stabkalender bei einem bestimmten Heiligtage als Ausgangspunkt angingen und weitergehend die Zeitabstände bis zu den weiteren Festtagen kannten. Um dies zu erreichen, wurden Merkmalformeln über diese Zeitabstände festgelegt, da die älteren Stabkalender keine Monatsenteilung besaßen und daher ein Ausdrücken eines Datums nach moderner Art durch Tag und Monat nicht möglich war.

Eine solche Formel, die im 26. Kapitel des Kirchengesetzes von Erzbischof Johannes dem Jüngeren von Drontheim von 1280 festgesetzt ist, lautet in etwas verkürzter Übertragung und unter Hinzufügung der modernen Datierung in Klammern folgendermaßen: Vom 13. Tag in der Julzeit (6. Januar) sind 19 Nächte bis Pauls Messe (25. Januar) von da 8 Nächte bis Elstines (2. Februar), von da 22 Nächte bis Mathias (24. Februar), von da 16 Nächte, im Schalljahr 17 Nächte bis Gregor (12. März), von da 13 Nächte bis Marias Messe (Maria Verkündigung) (25. März), von da 22 Nächte bis Magnus (16. April), von da 9 Nächte bis zum Vortage (Martins) (25. April), von da 7 Nächte bis Philippus und Jakobus (1. Mai), von da 2 Nächte bis zur Kreuzmesse (3. Mai), von da 12 Nächte bis Halward (15. Mai), von da 33 Nächte bis Botulf (17. Juni), von da 7 Nächte bis Johannes (24. Juni), von da 5 Nächte bis Peter (29. Juni), von da 3 Nächte bis Eilichun (2. Juli), von da 6 Nächte bis zur Messe der Männer von Selja (8. Juli), von da 13 Nächte bis Margarete (20. Juli), von da 2 Nächte bis Maria Magdalena (22. Juli), von da 3 Nächte bis Jakobus (25. Juli), von da 3 Nächte bis zur ersten Dlafmesse (29. Juli), von da 5 Nächte zur späteren Dlafmesse (3. August), von da 7 Nächte bis Laurentius (10. August), von da 5 Nächte bis Marias Messe (Maria Himmelfahrt) (15. August), von da 9 Nächte bis Bartholomäus (24. August), von da 15 Nächte zur späteren Marien-Messe (Maria Geburt) (8. September), von da 6 Nächte zur Kreuzmesse (14. September), von da 7 Nächte bis Mathias (21. September), von da 8 Nächte bis Michael (29. September), von da 29 Nächte bis Simon und Juda (28. Oktober), von da 4 Nächte bis Allerheiligen (1. November), von da 10 Nächte bis Martin (11. November), von da 12 Nächte bis Klemens (23. November), von da 7 Nächte bis Andreas (30. November), von da 6 Nächte bis Nikolaus (6. Dezember), von da 15 Nächte bis Thomas (21. Dezember), von da 4 Nächte bis zum Jolstage (25. Dezember).

Aus dieser Formel des Erzbischofs Johannes sieht man, wie sehr er auf die heimische Überlieferung Rücksicht nimmt. Er rechnet die Abstände zwischen den Festen nach Nächten, bezeichnet den 6. Januar nicht als Epiphantas oder Heilige Drei Könige, sondern als dreizehnten Tag in der Julzeit (d. h. nach Beendigung der germanischen 12 heiligen Nächte) und spricht nicht von Jesu Geburt am 25. Dezember oder einem ähnlichen Ausdruck für dieses Fest, sondern vom 13. Tag iolon und von 4 Nächten vom 21. Dezember till iola dags. (Jul ist ja bis auf den heutigen Tag in Skandinavien die Bezeichnung für unser Weihnachten geblieben.) Diese einfache Art, das Jahr einzuteilen, geht von der germanischen Art aus, Zeitabstände zu zählen, indem beim ersten Abschnitt der Ausgangstag und der Endtag mitgezählt werden. Weiterhin wird dann der Unterschied zwischen Ausgangstag und Endtag gezählt. Das Verfahren ist im Katalog des Erzbischofs Johannes allerdings nicht konsequent durchgeführt, sondern der Abstand zwischen dem 25. April und dem 1. Mai mit 7 Tagen, zwischen dem 8. und 20. Juli mit 13 Tagen ist um 1 Tag zu hoch, der zwischen dem 25. und 29. Juli mit 3 Tagen um 1 Tag zu

niedrig angesetzt. Wenn schon das Vorbild Fehler enthält, ist es kein Wunder, daß auch auf Kalenderstäben – abgesehen von einzelnen Versetzen des Schnitzers – wegen falscher Zählung des Abstandes falsche Datierungen von Festtagen entstehen. Das zeigt sich auch bei unseren beiden Stäben. Beim Stabe aus dem Hamburger Museum (künftig M. abgekürzt) liegt der erste Fehler vor, weil der Tag der Apostelteilung statt auf den 15. Juli auf den 14. Juli gesetzt ist. Der Schnitzer hat diesen Fehler nicht bemerkt, sondern unter Berücksichtigung der ihm bekannten Zeitabstände weitergezeichnet. Daher stehen sämtliche folgenden Festtage bis zum Ende dieser Stabsseite, nämlich der 19., 21., 24., 28. Juli, der 2., 9., 14., 23., 28. August, der 7., 13., 20., 28. September, der 6. Oktober zwar in richtigem Abstände vom 14. Juli und in richtigen Abständen untereinander, aber die richtige Datierung wäre jedesmal 1 Tag später. Beim Stabe von Dr. Schaebel (künftig Sch. abgekürzt) stehen folgende Festtage an falscher Stelle: Magnus am 17. statt 16. April, Georg am 24. statt 23. April, Apostelteilung am 14. statt 15. Juli, Klemens am 22. statt 23. November, Barbara am 5. statt 4. Dezember, Nikolaus am 7. statt 6. Dezember; wahrscheinlich auch der 13. statt 14. Februar, wenn sich dieser Tag auf den selten vorkommenden Heiligen Valentinus bezieht.

Aus den Stäben ist auch zu erschließen, von welchem Jahresanfang der Schnitzer ausgeht. Weil die Germanen nach Wintern rechneten, war bei den älteren Stäben meistens der 14. Oktober der Jahresanfang. Da das Jahr mit 365 Tagen, 52 Wochen und 1 Tag umfaßt, muß bei den Kalendern, bei denen die Reihe der Sonntagsbuchstaben oder Wochentagsbuchstaben durch Runen oder Buchstaben ausgedrückt ist, der Jahreschlußtag und der Jahresanfangstag dasselbe Zeichen tragen. Das zeigt sich beim römisch-christlichen Kalender und den nach ihm eingerichteten meistens jüngeren Stabkalendern – auch bis auf wenige Ausnahmen bei allen Runenkalendern – darin, daß der 1. Januar mit dem Anfang der Zeichen für die Sonntagsbuchstaben beginnt und der 31. Dezember das gleiche Zeichen trägt. Da für unsere beiden Stäbe der 1. Januar kein Jahresanfang ist, bezieht sich die Reihe für die Sonntagsbuchstaben nicht auf diesen Tag, sondern auf den Anfang der Sommer- bzw. Winterjahreshälfte. Der Stab M. reicht in der Winterhälfte nur bis zum 6. April, da die Erde mit den folgenden Tagen weggegriffen ist. Da aber beim 6. April die Markierung für den Anfang der Sonntagsbuchstaben steht, mußte auch der 13. April solch Zeichen getragen haben. Nun fängt auch die andere Stabsseite beim 14. April wieder mit dem gleichen Zeichen an. Also zeigt sich hier das Zusammenfallen oder der Jahresanfang am 14. April. Beim Stabe Sch. ist wohl wegen eines Versehens des Schnitzers der 13. Oktober nicht eingekerbt. Er hätte sonst ebenso wie der 6. Oktober die Markierung für den Anfang der Sonntagsbuchstaben getragen. Da auf der anderen Stabsseite der 14. Oktober wieder mit diesen Zeichen beginnt, ist hier der Zusammenfall, also die Jahresgrenze. Der Stab Sch. beginnt also sein Jahr nach älterer Zählungsart mit dem 14. Oktober. Daß wir es in beiden Fällen mit Stäben norwegischen Ursprungs zu tun haben, wird schon durch die Überlieferung über den Herkunftsort wahrscheinlich gemacht, kann aber aus dem Kalendarium näher bewiesen werden. Folgende Festtage weisen auf norwegische Spezialheilige hin. 11. Januar, Brektiva oder Brictiva (auf beiden Stäben), eine Heilige wahrscheinlich irischen Ursprungs, deren Tag schon im 11. Jahrhundert in Norwegen unter den Heiligtagen erwähnt wird. 17. statt 16. April, Magnus (nur auf Stab Sch.). Magnus Erlandsfön, Jarl der Orkneyinseln, die ein Suffraganbistum der Erzbischofs Diözese Drontheim bildeten, wurde 1115 ermordet. 15. Mai, Halward (auf beiden Stäben). Halward, ein naher Verwandter des Heiligen Dlaf, wurde mit Speeren getötet. Dann band man ihm einen Mühlstein um den Hals und warf ihn in die See. Er war der Hauptheilige der Diözese Dölo, hatte eine Kirche in Bergen und war in ganz Norwegen hochangesehen. Über den 2. Juli wird noch zu sprechen sein. 8. Juli, Sunniva (auf beiden Stäben). Nach der Legende Tochter eines irischen Königs, floh sie mit Männern und Frauen über See, wurde durch Sturm nach Norwegen verschlagen und suchte auf der Insel Selja Zuflucht in einer Höhle. Benachbarte Bewohner mauerten sie in der Höhle ein. Die Überreste sollen 996 gefunden und im 11. Jahrhundert in der Domkirche zu Bergen beigesetzt sein. 3. August, Dlaf (auf beiden Stäben). Der Vedenstag des Königs Dlaf des Heiligen von Norwegen, gestorben 1030, wurde am 29. Juli in allen skandinavischen Ka-

tenbern vermerkt. In Norwegen unterscheidet man aber vom 29. Juli als dem ersten oder größeren Dlafstage den 3. August als den späteren oder kleineren Dlafstag zur Erinnerung an seine translatio (Aufhebung oder Überführung der Gebeine).

Die Stäbe lassen sich aber in Norwegen noch genauer lokalisieren. Einar Vexow (a. a. O.) zeigt, daß von den erhaltenen norwegischen Stabkalendern sich eine größere Zahl nach den Festtagszeichen beim 2., 8. und 10. Juli in 3 Gruppen einteilen läßt. Der Beschreibung, die Vexow von der 2. Gruppe gibt, entspricht die Darstellung der genannten Tage auf dem Stabe M. Der 2. Juli, Mariä Heimsuchung, zeigt ein Kreuz mit einem den rechten Kreuzesarm umfassenden Halbkreis. Das Zeichen beim 8. Juli (Sunniva), ein Halbkreisabschnitt auf einer Stange, kann man am ehesten mit einem aufgespannten Regenschirm vergleichen. Da als Sunnivas Zeichen eine Höhle oder ein Felsen genannt wird, wo sie und ihr Befolge den Märtyrers fanden, sieht Vexow den Halbkreisabschnitt als eine Darstellung dieser Höhle an. Der 10. Juli wird in dieser Gruppe durch eine Sense dargestellt und soll den Bauern an den Beginn der Ernte erinnern. Der heilige Knut, König von Dänemark, gestorben 1086, dem der Tag gewidmet ist, hat daher im Norden häufig den Beinamen Sennes-Knut erhalten. Auf dem Stabe M. ist der Sennesstiel dargestellt, das schmale Sennesblatt dagegen ist nicht eingeschnitten, vielleicht weil der Schnitzer ein Versehen beging oder eine undeutliche Vorlage einfach nachschnitzte, ohne sich über den Sinn des Tages Klarheit zu verschaffen. Wie Vexow diese zweite Gruppe als „südliche Sunniva-Gruppe“ bezeichnet und dem Bistum Bergen als Ursprungsgebiet zuweist, so muß auch für den Stab M. das gleiche Ursprungsgebiet angenommen werden. Nicht ganz so deutlich liegen die Verhältnisse beim Stabe Sch. In der dritten Gruppe Vexows wird der 2. Juli durch einen Bischofsstab gekennzeichnet. Der heilige Solthun, ein englischer Bischof, der Schutzpatron des Domes in Stavanger und des ganzen Bistums Stavanger, hat also die übliche Festtagsbezeichnung des 2. Juli, Mariä Heimsuchung, völlig beiseite gedrängt. Das Zeichen auf dem Stabe Sch. stellt ebenfalls einen Bischofsstab dar. Die dritte Gruppe Vexows zeigt beim 8. Juli, hier Kilian gewidmet, eine Sense und beim 10. Juli, dem Tage Knuts, eine Harke, beides Hinweise auf die beginnende Heuernte. Auf dem Stabe Sch. ist der 10. Juli überhaupt nicht, der 8. Juli durch eine Stange und darüber einen Kreis mit 3 Strahlen dargestellt. Dies Zeichen entspricht offenbar dem sonst bei Sunniva überlieferten Emblem einer dreizinkigen Gabel und kennzeichnet also diesen Tag wieder als Sunniva gewidmet. Vexow bezeichnet seine dritte Gruppe als Solthuns-Gruppe und weist sie dem Bistum Stavanger zu. Wie Vexow von einer gewissen Überschneidung der Gebiete der Verehrung der beiden heiligen Sunniva und Solthun spricht, so zeigt die Anordnung der heiligen Darstellungen bei den drei genannten Tagen, daß der Stab Sch. offenbar in einem Gebiet entstanden ist, das als Grenzgebiet sowohl vom Bistum Bergen wie vom Bistum Stavanger beeinflusst wurde.

Was die Entstehungszeit der beiden Stäbe betrifft, so ist sie für den Stab M. festgelegt, weil die eingetriebene Jahreszahl 1644, wie dies auch bei manchen anderen Stäben der Fall ist, das Entstehungsjahr wiedergibt. Daß sie nicht nachträglich, etwa von einem späteren Besitzer, hinzugefügt sein kann, geht aus der Art ihrer Verbindung mit den Festtagszeichen hervor. Diese vier Zahlen haben die ungefähre Größe der Festtagszeichen, und drei von ihnen stehen geradezu an Stelle von Festtagszeichen. Die 1, aus einer langen senkrechten Kerbe gebildet, steht beim 14. April (Calixtus, erste Sommerdag), die erste 4 beim 25. April (Martinus) und die zweite 4 beim 1. Mai (Philippus und Jakobus). Man könnte auch sagen, daß die beiden Zahlzeichen 4 wie ein auch sonst als Festtagszeichen vorkommendes Kreuz gebildet sind, vor das noch ein senkrechter Astriech gesetzt ist. Der kleine senkrechte Strich auf dem rechten „Kreuzesarm“ der zweiten 4 könnte vielleicht als ein Hinweis auf einen sprossenden Baum angesehen werden, der auf anderen norwegischen Stäben beim 1. Mai vorkommt. Die 6 aus der Jahreszahl 1644 steht etwa beim 18. April, ohne einen bestimmten Festtag zu bezeichnen. Angaben, aus denen die Entstehungszeit des Stabes Sch. festzulegen wäre, habe ich nicht gefunden. Man kann nur sagen, daß dieser Stab wegen des Jahresanfanges am 14. Oktober eine ältere Tradition bewahrt.

Folgende einzelne Festzeichen sind noch zu besprechen. Auf beiden Stäben finden sich natürlich viele Embleme der betreffenden Heiligtage, häufig die Gegenstände, mit denen die Heiligen nach der Legende gemartert worden sind. Besonders bei Stab M. finden sich aber auch manche als graphisch zu bezeichnende Zeichen, bei denen eine Herleitung aus einem Bilde schwierig oder gar nicht zu finden ist. Von ähnlichen Zeichen auf englischen Stäben sagt Schnippel (Die englischen Kalenderstäbe S. 35): „Mit den meisten derselben mag sich in konventioneller Übung eine bestimmte Bedeutung oder auch eine Beziehung auf einzelne Tage verbunden haben, bei anderen kann man nur vermuten, daß sie rein individuellen Erinnerungen als Merkzeichen dienen sollen.“ Als ein solches Zeichen verwendet der Schnitzer von Stab M. häufig ein Rechteck oder ein schräges Viereck über einem Kreuz oder auf einem einfachen Strich. Dieses Rechteckzeichen, das zwölfmal vorkommt, ist offen und geschlossen geschnitten und mit Strichen und Punkten verschiedenartig gekennzeichnet worden. Beim 2. Februar könnte dies Zeichen als Kanbelaber (Vichtmeß), beim 12. März vielleicht als ein Buch (Gregor als Kirchenlehrer) aufgefaßt werden. Wie das Zeichen beim Sommeranfang, 14. April, beruht durch einen belaubten Baum oder einen Baum mit aufwärts gerichteten Zweigen dargestellt ist, durch die Zahl 1 der Jahreszahl ausgedrückt wird, so findet sich auch bei Winteranfang, 14. Oktober, nicht das übliche Zeichen, ein entlaubter Baum oder ein Baum mit abwärts gerichteten Zweigen, sondern ein frei geformtes Zeichen. Als ein besonderes Festzeichen für einige höhere Festtage erscheint auf Stab M. ein Kreuz mit einem tief eingeschnittenen Dreieck darüber. Dieses Zeichen steht beim 25. März (Mariä Verkündigung), beim 3. Mai als schräg gelegtes Kreuz (Kreuzfindung), beim 7. (statt 8.) September (Mariä Geburt) und beim 13. (statt 14.) September (Aufrichtung des Kreuzes).

Beim Stabe Sch. steht sechsmal als Festzeichen ein Hauptstrich mit schräg nach oben gerichteten Seitenstrichen. Beim 14. April mit je vier Seitenstrichen ist es das übliche Zeichen für den Sommeranfang, beim 2. Februar mit je drei Seitenstrichen ein Leuchter mit Lichtern, also Beziehung auf Vichtmeß, beim 25. April (Martinus) mit drei Seitenstrichen links und einem rechts vielleicht ein Hinweis auf den Kuckucksflug, da dieser Vogel mit dem Martinstage in Verbindung gebracht wird, beim 14. (statt 15.) Juli mit je vier Seitenstrichen eine Darstellung der Apostelteilung, beim 8. September mit je 3 Seitenstrichen ein ungewöhnliches Zeichen für Mariä Geburt und beim 21. Oktober mit je 2 Seitenstrichen wohl ein Hinweis auf die Pfeile der Urfula. Auffälligerweise zeigt der 14. Oktober als Winteranfang nicht entsprechend dem Sommeranfang einen Baum mit abwärts gerichteten Zweigen, sondern einen langen Strich und darüber ein kleines Kreuz in einem breit gefächerten Kreis. Das viermal erscheinende Zeichen, ein Bogen mit vier Zacken oder Strahlen, erweist sich als ein Bischofsstab und steht beim 17. Juni (Botulf), 2. Juli (Solthun), 11. November (Martin) und 7. (statt 6.) Dezember (Nikolaus). Ein dreimal auftauchendes Zeichen wie ein großes lateinisches P ist schwer zu deuten. Ausgangspunkt kann hier 12. Mai sein. Von den Heiligen dieses Tages, Pantkratius, Nereus und Achilleus, die im Norden als „heilige 3 böhnere“, als die heiligen 3 Bauern und Wetterheiligen, verehrt werden, gilt Pantkratius besonders als Kriegsmann; man könnte daher dieses Zeichen als einen Schwertgriff auffassen. Dem würde entsprechen, daß beim 23. April (Georg) das übliche Symbol dieses Heiligen, die Lanze, auch mitunter in die rituelle Waffe des Schwertes umgedeutet wurde. Ob eine ähnliche Deutung für die Heiligen des 12. Juni im norwegischen Kalender, Basilides und Genossen, oder für den Heiligen dieses Tages auf den schwedischen Kalender, den Missionar Eskil, möglich ist, kann ich nicht entscheiden. Das Zeichen eines Striches, gekreuzt mit einem Malzeichen, bedeutet beim 6. Januar wahrscheinlich den Stern der heiligen 3 Könige und beim 3. Mai (Kreuzfindung) das schräg zum Hauptstrich gelegte Kreuz.

In der Erklärung des Kalendariums bezeichne ich die verschiedenen Rechteckformen des Stabes M. mit Rechteckzeichen. Wenn auf dem Stabe Sch. der Tag vor gewissen Festtagen einen kleinen einfachen Strich als Vigilienzeichen trägt – der Stab M. kennt die Bezeichnung der Vigilie, Vortag, oder Vorabendfeier vor höheren Festtagen, nicht –, so setze ich zu dem betreffenden Festtage ein Sternchen. Die Datierung, auch wenn sie falsch ist, ist so wiedergegeben,

wie die Stäbe sie enthalten. Diejenigen Deutungen, die mit einem Fragezeichen als möglich bezeichnet sind, kommen meistens auf anderen Stäben vor. Wenn auch die Stäbe das Jahr mit dem 14. April bzw. 14. Oktober anfangen, lasse ich die Deutung des Inhalts beider Kalendarien aus Gründen der praktischen Anordnung mit dem 1. Januar beginnen.

Januar			
Stab M.		Stab Sch.	
1. Kreuz mit Rechteckzeichen.	Beschneidung des Herrn.	*1. Strich mit Dreieck darüber (das rituelle Beschneidungsmesser?)	Desgl.
6. Strich mit Rechteckzeichen.	Heilige 3 Könige.	*6. Strich mit Stern.	Desgl.
11. Strich mit schmalem, links spitzem Zeichen darüber.	Brettla.	*11. Strich.	Desgl.
		13. Strich mit quadrierter Tafel (Abschlußzeichen?)	Schluß der 20 tägigen Fastzeit, Antonius.
		*17. Oben abgeplatteter Strich.	Jabian und Sebastian.
25. Kreuz mit offenem Viereckzeichen.	Pauli Bekehrung	25. Doppelkreuz.	Desgl.
Februar			
2. Kreuz mit offenem Rechteck (Kandelaber?)	Sichtmeß.	3. Nach links gebogener Strich mit Dreieck oben links.	Desgl.
3. Nach rechts gelehntes Kreuz.	Blasius.	*2. Leuchter mit Lichtern.	Desgl.
5. Strich mit Rechteckzeichen.	Agathe.	5. Nach links gelehnter Strich mit Spitze links oben.	Desgl.
		13. Strich, oben links ein nach rechts offener Bogen.	Lotharheilige ob. statt dem 14. Febr. Valentinus.
		*15. Beil (?)	Bischof Siegfried (m. Beil getötet)
24. Strich mit offenem Rechteckzeichen.	Mathias.	24. Nach links gelehntes Kreuz.	Desgl.
März			
12. Strich mit Rechteckzeichen. (Buch?)	Gregor als Kirchenlehrer.	1. Strich.	Albinus.
		12. Kute (?)	Gregor als Schulmeister.
		Von den Bauern auch als Befehl aufgefaßt im Hinblick auf Frühjahrseereinigung.	
25. Kreuz mit tief geschnittenem Dreieck darüber.	Maria Verkündigung.	17. Kreuz.	Gertrud.
		*25. Nimbus oder Gloriole.	Desgl.

April			
Stab M.		Stab Sch.	
14. Senkrechte Kerbe. Zahl 1 der Jahreszahl.	Eiburtius, erste Sommerdag.	14. Baum mit aufwärts gerichteten Zweigen.	Desgl.
		17. Hafenstange oder Enterhafen.	Magnus.
		Auch als Spitzhacke aufgefaßt wegen Beginn der Feldarbeiten.	
25. Zahl 4 der Jahreszahl.	Martus.	24. Schwertgriff (?)	Georg
		25. Rückwärtsflug (?)	Desgl.
Mai			
1. Zahl 4 der Jahreszahl.	Philippus und Jakobus.	1. Speerspitze (?) oder sprossender Baum (?)	Desgl.
3. Nach rechts gelehntes Kreuz mit tiefgeschnittenem Dreieck darüber.	Kreuzfindung, Kreuzmesse im Frühling.	*3. Strich, gekreuzt mit schräggestelltem Kreuz.	Desgl.
15. Strich mit Mühlstein darüber.	Hahward.	12. Schwertgriff.	Pankratius, Ne-reus u. Achilleus.
		*15. Strich mit Mühlstein darüber.	Desgl.
		25. Strich.	Urban.
Juni			
17. Offenes Buch (?)	Botulf als Kirchenlehrer.	12. Schwertgriff (?)	Basilius u. Genossen ob. Goll
24. Strich mit offenem Halbkreis darüber. Taufkessel (?) Halber Sonnenkreis = Mittsommer (?)	Geburt Johannes des Täufers.	*17. Krummstab.	Desgl.
29. Verbindung von Schwert und Schlüssel.	Peter u. Paul.	*24. Strich mit Sanduhr darüber.	Desgl.
		Teilung des Sommers (?)	
		29. Schlüssel.	Desgl.
Juli			
2. Strich mit Halbkreis rechts.	Maria Heimsuchung.	*2. Krummstab.	Evithun.
8. Strich m. Halbkreissegment.	Guniva.	8. Strich mit Kreis und 3 Strahlen darüber. Umbildung einer dreizähligen Gabel.	Desgl.
10. Strich (Sensenhaft ohne Sensenblatt.)	Knut.		
14. Kreuz mit 2 rechtwinklig stehenden Strichen unten links.	Apostelteilung.	14. Strich mit je 4 schrägen Strichen rechts und links.	Desgl.

Stab M.	Stab Ech.
20. Kreuz mit senkrechtem Strich auf linkem Kreuzbalken.	20. Kreuz.
22. Kreuz mit offenem Rechteckzeichen darüber.	22. Kreuz mit je 1 schrägen Strich rechts und links.
25. Doppelkreuz, Oberer Kreuzbalken ein Schwert (?)	25. Strich mit stärkerem rechten und kleinerem linken Schrägstrich, Pilgerstab (?)
28. Kreuz mit Streltagt.	*29. Strich mit Art.
Margarete.	Desgl.
Maria Magdalena.	Desgl.
Jakobus.	Desgl.
Olaf (mit Art erschlagen).	Desgl.
August	
2. Schräg nach rechts gelehntes Kreuz mit kleinerem Streltagt.	*3. Strich mit kleinerer Art.
9. Rost.	*10. Rost.
14. Strich m. Rechteckzeichen und gloriolenartiger Verzierung.	*15. Strich mit leichtem Bogen und Viereck darüber.
23. Kreuz mit Querstrich rechts und gebogenem Messer (?)	*24. Strich mit 2 Querstrichen links und gebogenem Messer (?)
28. Strich mit doppeltem Rechteckzeichen.	
Laurentius (auf Rost gebraten).	Desgl.
Maria Himmelfahrt.	Desgl.
Bartholomäus (mit einem Schabmesser geschunden.)	Desgl.
Entscheidung Johannes des Täufers.	
September	
7. Kreuz mit tief eingeschnittenem Dreieck darüber.	*1. Strich mit Kreis darüber. Mühlstein (?) wegen Beginn des Kornmahls.
13. Kreuz mit tief eingeschnittenem Dreieck darüber.	*8. Strich mit je 3 schrägen Strichen rechts und links.
20. Holzart.	*14. Großes Kreuz.
28. Waage.	*21. Holzart.
Maria Geburt.	*29. Doppelkreuz.
Kreuzerhöhung, Kreuzmesse im Herbst.	Agidius.
Matthäus.	Desgl.
Michael (wägt die Seelen).	Desgl.
Oktober	
6. Strich m. unbekanntem Zeichen.	4. Strich.
14. Strich mit flachem Bogen nach rechts, senkrechtem Strich und schrägem Strich darüber.	7. Kreuz.
	9. Kreuz.
	14. Langer Strich mit kleinem Kreuz im Kreis darüber.
Brigitta.	Franziskus.
Kalixtus, fürste winterdag.	Desgl.
	Dionysius.
	Desgl.



Abbildung 1. Norwegischer Kalenderstab. Die beiden oberen Reihen enthalten die Winterseite, die beiden unteren die Sommerseite. (Die in der Abbildung nach unten weitergeführten siebenten Striche bedeuten, daß diese über die Kante auf der Schmalseite weitergeführt sind.)

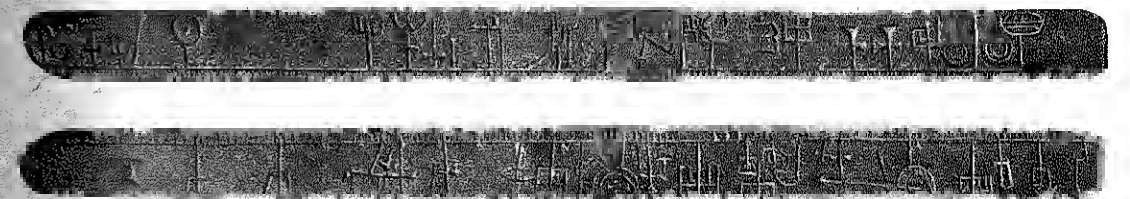


Abbildung 2. Norwegischer Kalenderstab. Oben die Sommerhälfte, unten (felder kopfstehend) die Winterhälfte.

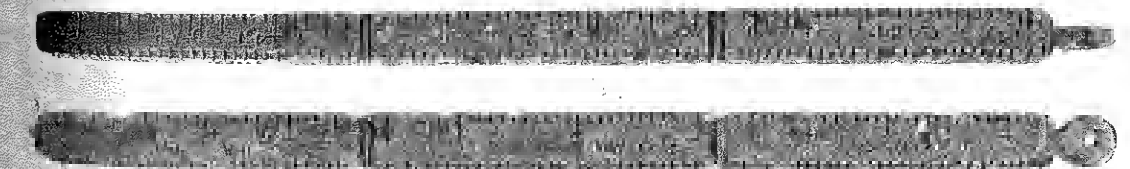


Abbildung 3 und 4. Kalenderstab aus Karelien. Abbildung 3 unten September, Oktober, November; oben Dezember, Januar, Februar. Abbildung 4 oben März, April, Mai; unten Juni, Juli, August.

21. Strich mit offenem Rechteck und Pfeilen der Ursula (?)	Ursula und ihre 11000 Jungfrauen.	21. Pfeile der Ursula (?)	Desgl.
28. Strich mit Lanzenspitze.	Simon u. Juda.	*28. Lanzenspitze in Kreuz rechts.	Desgl.

November

1. Strich mit verziertem Rechteckzeichen.	Allerheiligen.	*1. Quadrierte Tafel.	Desgl.
11. Hähnekehl mit Schnabel (?)	Martin.	11. Krummstab.	Desgl.
23. Anker.	Klemens.	22. Strich mit Anker.	Desgl.
25. Kleines nach rechts gelehutes Kreuz.	Katharina.	25. Kreuz.	Desgl.
30. Fischangel. Hinweis auf das Fangen der Jüdische.	Andreas.	30. Fischangel.	Desgl.

Dezember

4. Strich mit Bogen nach rechts und 2 Punkten.	Barbara.	5. Oben abgeplatteter Strich.	Desgl.
6. Strich mit Rechteckzeichen darüber.	Nikolaus.	7. Krummstab.	Desgl.
8. Unbekanntes Festzeichen.	Maria Empfängnis.	8. Unbekanntes Festzeichen.	Desgl.
13. Strich mit Querstich und Lichtern (?)	Lucia.	13. Oben abgeplatteter Strich.	Desgl.
21. Großes Kreuz mit Strich und Rechteck links und Dreieck rechts.	Thomas.	*21. Axtel (?), Lanzenspitze (?)	Desgl.
25. Kreuz mit großem Festzeichen und kleinem Kreuz darüber.	Jesu Geburt.	*25. Strich mit großem Festzeichen.	Desgl.
29. Kleines Dreieck mit kleinem Bogen darüber. (Unklar, ob Festzeichen.)	Thomas v. Becket		

Man sieht, daß in den Festtagszeichen beider Kalender nur wenige und zum Teil fragliche Hinweise auf die Jahreszeit und die durch sie bedingten Arbeiten zu erkennen sind. Wenn man die Festzeichen der beiden Kalenderstäbe miteinander vergleicht, erkennt man, daß Stab M. nur 3 oder 2 Tage als Sondergut besitzt, nämlich den 28. August (Entscheidung Johannes des Täufers), den 10. Juli (Kreuz) und vielleicht den 29. Dezember (Thomas von Becket, Erzbischof von Canterbury). Der Stab Sch. enthält dagegen 15 Festtage mehr als Stab M., von denen folgende erwähnenswert sind. Der 13. Januar (20. Tag nach Juh) ist ein Festtag, der auf den schwedischen Runenkalendern kaum fehlt. Der 1. März (Althaus) ist häufiger auf schwedischen und selten auf norwegischen Stäben eingekerbt. Der 15. Februar gehört dem schwedischen Spezialheiligen Siegfried, Bischof von Västerås, gest. 1045, und der 12. Juni würde, wenn er sich auf Esil bezieht, ebenfalls einen schwedischen Spezialheiligen, nämlich einen angelsächsischen, in Schweden Ende des 11. Jahrhunderts gestorbenen Missionar, bezeichnen. Für die Lokalisierung des Stabes Sch., den ich oben in ein Grenzgebiet der Bistümer Bergen und Stavanger gesetzt habe, scheint mir daher noch die Vermutung am Platze zu sein, daß der Stab vom schwedischen Kalender beeinflusst, also wohl in einem nicht weit von der

schwedischen Grenze entfernten Grenzgebiet der beiden genannten Bistümer entstanden ist. Der dritte Kalenderstab wird ebenfalls im Hamburgischen Museum für Völkerkunde, und zwar unter der Katalognummer 12.120:12 aufbewahrt. Von der Gesamtlänge von 65 cm entfallen 61 cm auf die gekerbten Flächen und 4 cm auf einen zierlichen Griff, durch den ein Loch zum Aufhängen des Stabes gebohrt ist. Er besteht nach Meinung von Fritz Wagner aus Birkenholz. Er ist wie die englischen Elog-Kalender vierkantig gearbeitet und bezeichnet ebenso wie diese die einzelnen Tage mit scharfen Kerben auf den Kanten. Es enthält also jede Seite des Stabes drei Monate, die voneinander durch zwei sehr tiefe Kerbeinschnitte getrennt sind. Goldene Zahlen und Unterscheidung der Kerben zur Feststellung der Sonntagsbuchstaben kennt der Stab nicht; über den Tageskerben stehen bei den betreffenden Tagen die Festtagszeichen. Auf den vier Flächen, die alle vom Griff aus von links nach rechts zu lesen sind, stehen in den einzelnen Dritteln die Namen der Monate mit den ersten 2, 3 oder 4 Buchstaben in russischer (s. unten) Schrift und die Zahl ihrer Tage eingekerbt. Eigenartig ist, daß die Stellen, wo die Zahl der Monatstage eingegraben ist, ebenso dunkel wie die Einkerbungen der Festtagszeichen aussehen, dagegen die Stellen, wo die Monatsnamen stehen, so hell und tiefliegend sind, daß man den Eindruck bekommt, daß hier andere Einkerbungen weggeschnitten und dann erst die Anfangsbuchstaben der Monatsnamen eingekerbt seien.

Der Stabkalender stammt nach Mitteilung des Hamburgischen Museums für Völkerkunde aus Bartolampi in der Nähe des Pää-Järvi-Sees, der in Karelien unter dem 66. Breitengrad östlich der finnischen Grenze liegt. Der Stab hat größte Ähnlichkeit mit jenem, der als Fig. 19 bei Ritzberg (a. a. O.) abgebildet ist und ebenfalls aus dieser Gegend stammt. Wir kommen damit in ein Gebiet, das außerhalb des germanischen Volkstums liegt. Es ist aber bekannt, daß der schwedische Stabkalender sich nach Finnland ausbreitete und hier bodenständig wurde. Die ganze Art dieser Stäbe aus Nordwestrußland - Ritzberg (a. a. O. S. 10) weist auf die teilweise Ähnlichkeit mit den finnischen Formen und teilweise mit den englischen Formen sowie auf eine gewisse Ähnlichkeit mit der Kennzeichnung der Heiligtage in Dalarna hin - zeigt, daß wir es hier mit einer äußersten Ausstrahlung der nordisch-germanischen Kalenderstäbe zu tun haben. Weiter östlich bei den Syrjänen und Samojeden ist ein ganz anderer Typ eines Kalenderstabes heimisch, der sechseckig ist und von einer dickeren Mitte sich nach den beiden Enden hin verjüngt.

Ist die äußere Form dieses Stabes germanisch beeinflusst, so entspricht natürlich der Kalenderinhalt den Festtagen der russisch-katholischen Kirche. Wenn Ritzberg (a. a. O. S. 10) meint, daß der russische Kalenderstab am 1. März beginnt, so weist der in Hamburg befindliche Kalenderstab auf den 1. September als Jahresanfang hin. Hier sind nämlich außer einem mondsichelähnlichen Zeichen die Buchstaben NO, sicherlich Abkürzung für russisch nowo = neu, eingekerbt und damit der Neujahrstag gekennzeichnet. Es stimmt dies mit dem Umstand überein, daß die Russen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zwar das Jahr mit dem 1. März, seitdem aber wie die Byzantiner mit dem 1. September begannen. Da die Russen erst seit 1700 den Jahresanfang am 1. Januar übernahmen, ist der Kalenderstab älter als 1700; eine Möglichkeit für nähere zeitliche Festsetzung vermag ich nicht zu erkennen. Das Jahr ist also folgendermaßen auf die vier Flächen des Stabes verteilt. 1.: 1. September bis 30. November; 2.: 1. Dezember bis 28. Februar; 3.: 1. März bis 31. Mai; 4.: 1. Juni bis 31. August. Entsprechend der großen Zahl der russisch-katholischen Festtage sind in den Kalenderstab viele Festtagszeichen eingekerbt worden. Es sind dies der 5., 6., 7., 8., 9., 14., 16., 23., 25., 26., 27., 30. September, der 1., 2., 4., 5., 7., 18., 20., 22., 23., 26., 28. Oktober, der 1., 3., 6., 8., 13., 14., 20., 21., 22., 23., 24., 25., 26., 27., 28., 30. November, der 3., 5., 6., 7., 9., 12., 13., 15., 20., 21., 25., 26. Dezember, der 1., 6., 7., 10., 11., 14., 15., 17., 18., 20., 22., 24., 25., 27., 28., 30., 31. Januar, der 1., 2., 4., 8., 11., 12., 14., 17., 20., 28. Februar, der 1., 2., 5., 9., 11., 12., 13., 17., 24., 25., 26., 30. März, der 1., 12., 17., 23., 24., 25., 26., 30. April, der 1., 2., 3., 7., 8., 9., 14., 15., 20., 21., 23., 24., 25., 26., 29. Mai, der 1., 2., 3., 8., 9., 12., 19., 23., 24., 25., 26., 28., 29. Juni, der 1., 2., 5., 8., 9., 10., 11., 13., 15., 20., 24., 25., 27., 31. Juli, der 1., 3., 6., 8., 13., 15., 16., 21., 23., 24., 27., 29., 30., 31. August. Ein weiteres Eingehen auf diese

Zeichen, unter denen ein Kreuz und ein Kreuz im Kreis überwiegen, würde zur russischen Ikonographie gehören, also außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung liegen. Endlich noch ein Wort zur Bezeichnung unserer drei Kalenderstäbe. Die Gattung der beiden zuerst behandelten norwegischen Stäbe wird in Norwegen als *primstav* bezeichnet. Diese Bezeichnung ist insofern nicht richtig, als das Wort *prim*, abgeleitet von *primatio* = Erneuerung des Mondes, nur für solche Stäbe gerechtfertigt ist, auf denen das Ablefen des Neumondes und damit auch der übrigen Mondphasen durch die Anbringung der Goldenen Zahl ermöglicht wird. Man sollte daher den fast ausschließlich schwedischen Kalenderstab mit Runen als *runstav*, den Stab mit Anbringung der Goldenen Zahl in Kerben als *primstav* und den mit Tageskerben ohne Goldene Zahl als *rimstav* bezeichnen, denn *rim* ist das alte nordische Wort für Zeitrechnung. Unsere Untersuchung handelte also, wenn auch der dritte Stab eine abgeleitete Form darstellt, von drei nordischen Kalenderstäben.

(1) Verarbeitete Literatur: H. Brotesen: Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 3 Bde. 1891-98. E. Schnippel: Über einen merkwürdigen Runenkalender im Großherzoglichen Museum in Oldenburg. 1883. E. Schnippel: Die englischen Kalenderstäbe. 1926. A. Münch: Die vore Josefsches altste Eibregning, Primstaven og Merkedagene. Norsk Folkekalender for 1848. Estrif Magnussen: Description of a Norwegian Calendar. Cambridge 1878. Einar Ege: Primstaven og helgendortelse. Norsk Folketidskrift. 10. Jahrg. 1924. Nils Lichberg: Runstavenes upkomst. Fatahuren 1921. — (2) Eine Untersuchung des Stabes liegt nicht vor. Eine Abbildung befindet sich bei Georg Busch: Illustrierte Völkerkunde, II. Teil, Stuttgart 1926. Die der Abbildung zugrunde liegende Abzeichnung ist allerdings nicht ganz genau. Auch der Hinweis auf den Maßstab (1/10 nat. Länge) ist nicht zutreffend, da bei einer Länge von 17,1 cm in der Abbildung die wirkliche Länge des Stabes 171 cm betragen müßte.

*

General von Radenau / Vom Sinn des Soldatentums

Vertrauen

Die ganze soldatische Haltung will von Grund aus als seelisch begründet aufgefaßt werden. Man nehme nur einmal den Begriff des Vertrauens. Vertrauen entsteht nur aus der Kraft des Glaubens, ist mehr noch als Begeisterung. Die charakteristische Haltung des Soldaten enthält die innere Bewährung des Vollen, der seelischen Kraft, der heroischen Einstellung zu den Aufgaben der Nation. Diese Haltung soll und sie darf Vorbild sein. Nur soll man sich dabei vor einem hüten: vor einer bis zur Schematisierung gehenden allzu starken Typisierung des Begriffes der soldatischen Haltung. Gewiß soll man im Äußeren den Soldaten an seiner Zucht, sagen wir ruhig Manneszucht, schon am Gang, an der beherrschten Körperhaltung erkennen. Eine gesuchte lässige Sporthaltung, erst recht ein äußerliches Sichgehenlassen paßt nicht zum Soldaten. Das Äußere soll Ausdruck bewußt gemordener seelischer Kraft und ständiger Selbstbeherrschung sein. Aber diese echte seelische Beherrschtheit darf nicht zum Krampf werden, äußerlich nicht und erst recht nicht innerlich. Auch der Soldat hat das Recht, sogar die Pflicht, Persönlichkeit zu sein und zu werden. Alle sind eins, aber nicht alle sind seelisch gleich, weshalb man auch niemals Nichtsoldaten zwingen sollte, unbedingt wie Soldaten zu sein. Man soll auch nicht innerlich versuchen, jedem einen ihm wesensfremden Zwang anzutun.

Die Zundgrube

Die Leiter als Sinnbild. Zu meinem Aufsatz „Die Leiter als Weihnachtsstimmbild“ (Germanien 1940, S. 466 ff.) teilt Herr Gottfried Zuchs in Ansbach folgendes mit:

„In Bayern ist eine besondere Glücksgehalt der Schloßfeger (Essenfehrer, Schornsteinfeger, Kaminklehrer usw.); wenn er einem begnügt, hat man Glück. Er ist deswegen gern gesehen und benützt das, wenigstens war es in meiner Jugend in Regensburg so, um am 1. Januar in den verschiedenen Häusern ein gutes Neujahr zu wünschen, wofür er ein Teufelsgeld erhielt. In meinem Elternhaus war ein Marzipanmodell mit einem solchen Schloßfeger, mit dem an Weihnachten sogenannte Zuckerstücken hergestellt wurden. Auf Neujahrstorten ist er abgebildet, in den Zeitungen (z. B. Böllischer Beobachter Nr. 365 vom 31. 12. 1933) ist er als Gratulant zu sehen. Wie kommt er zu der glückverheißenden Bedeutung? Nicht als Schloßfeger, sondern weil er eine Leiter trägt. Ein Schornsteinfeger ohne Leiter ist keine Glücksgehalt; nur wenn er eine Leiter trägt, ist er ein Glücksbringer, ohne Leiter, in unserer Gegend wenigstens, ganz gleichgültig. In allen oben angeführten Darstellungen hat er auch eine Leiter. Die Leiter ist jedenfalls bei dem Schornsteinfeger ursprünglich die Hauptsache, um derentwillen er Glücksmann geworden ist.“

Ohne Zweifel hat der Einsender mit dieser Auffassung völlig recht. Das ist ein besonders einbringliches Beispiel für den Zusammenhang von Sinnbild und Glaube: der Schloßfeger, der die Leiter trägt, ist deshalb ein Glücksbote besonders in der Zukunft, weil er das Jahresymbol trägt. Die Glückswünschgänge, die er zu Neujahr in der Erwartung einer Gabe unternimmt, fallen damit in das Gebiet der „Heischgänge“. Eine genauere Untersuchung dieser Heischgänge dürfte ergeben, daß dabei ebenfalls Symbole mitgeführt werden, die dem Jahresabschnitt entsprechen (vgl. den „Etern“ = Jahresrad der Eternfinger). Der Schornsteinfeger ist somit eigentlich ein „Eallger“ (Leiterträger), wie

ja auch die berühmte lombardische Familie Scalliger in Verona eine Leiter im Wappen führte (vgl. dazu Otto Höflers Beitrag Grande von Verona und das Hundssymbol der Langobarden in der Zeitschrift „Brauch und Sinnbild“, auf den ich demnächst eingehender zurückkomme).



Wappen der niederländischen Familie de Bock, am 3. Juni 1520 verliehen vom Kaiser Karl V.

Ein weiteres schönes Beispiel für die Leiter als Sinnbild bekam ich auf Grund meines Beitrages aus Holland von meinem Kameraden Hans Schnelder: „Sie sehen auf dem beigefügten Wappen einen Baum mit dreistufiger Krone und daran die Leiter gelehnt, also gleichsam eine Verbindung des Dreistufenbaumes mit der in Ihrem Aufsatz beschriebenen Leiter am Baum. Das Wappen gehört der niederländischen Familie de Bock, die verwandt ist mit der deutschen Familie des Generals von Bock, der dasselbe Wappen haben soll. Ich habe dieses Wappen von Herrn Menier van Houten, dessen Frau eine geborene de Bock ist.“

Das Wappen ist nach weiterer Mitteilung am 3. Juni 1520 von Kaiser Karl V. ver-

liehen worden. Es ist wohl ursprünglich ein „Lebendes“. Wappen, aber mir scheint, daß es noch einen tieferen Sinnzusammenhang enthält. Der Bock, der sich rechts am Dreistufenbaume aufrichtet, und der auf der Helmszier selbst die Leiter trägt, dürfte ein Steinbock sein. Nun aber beginnt am Tage der Winter Sonnenwende, dem Beginn der Julzeit, auch das Tierkreiszeichen des Steinbocks (Capre): Leiter und Steinbock dürften also im Jahreszusammenhange gleichbedeutende Sinnbilder sein, der Steinbock ist also hier vielleicht ein „Julbock“, wie er im Volksbrauche weit verbreitet ist. Wie Fr. Mühlhölzer erwiesen hat, und wie ich durch ein besonderes Beispiel bestätigen konnte (Germanien 1940, S. 235), ist der Dreistufenbaum auch als Weihnachtsbaum nachzuweisen, wofür Otto Huth viele Beispiele beigebracht hat. Er wäre also hier das dritte Sinnbild, das auf die Symbolik der Weihnachtszeit hindeutet.

Direktor John Greefe in Aile teilt mir endlich zu meinem Beitrag noch bezeichnend mit, daß der dort abgebildete Weihnachtsbaum von einem deutschen Kriegsschiff nicht mit Glitter behängt ist, wie er heute an unseren Lichterbäumen allgemein üblich ist, sondern daß der Behang aus Berg besteht. Der hier benutzte Berg wird aus einem ungeteerten Tautende ganz fein gezupft, so daß er wie ein Schleier aussieht. Dieses Behanges wegen führt ein solcher Seemanns-Weihnachtsbaum auch vielfach als Artbezeichnung den Namen „Bergbaum“.

J. D. Plassmann

Zur Begriffsbildung von Kultur und Zivilisation. Willi Hellpach gibt in seiner „Einführung in die Völkerpsychologie“ (Gerdinand Enke Verlag, Stuttgart 1938) auf Seite 128 folgende Definitionen über Kultur und Zivilisation:

„Kultur ist die Bestimmung und Gestaltung der Lebensgehalte und Lebensform einer Menschengemeinschaft durch einen obersten Lebenswert. – Zivilisation ist die Herrschaft von Menschengemeinschaften über Natur, Schätze und Naturkräfte zur Erleichterung der Daseinsführung.“

In seinen bezüglichen Ausführungen (Zivilisation und Kultur, S. 127–133) verweist Hellpach zunächst die in jüngerer Zeit stark vertretene „überflüssige“ Ansicht einer Wesens-

gegensätzlichkeit zwischen Kultur und Zivilisation, obwohl Einseitigkeiten der Zivilisation in eine Art Gegensatz zu wirklicher Kultur geraten können – (S. 128), „daß aber echte Zivilisation an sich ein Bestandteil echter Kultur ist und immer gewesen ist“.

Aus den Definitionen Hellpachs geht unverkennbar hervor (S. 128), „daß es sehr differenzierte Kulturen mit höchst primitiver Zivilisation und umgekehrt raffinierteste Zivilisation bei niedergerader, überhaupt fragwürdiger Kultur gibt“.

Die anschließenden Erläuterungen münden in folgender Erkenntnis (S. 130): „Es verhält sich also mit der Zivilisation wie mit jedem Einzelfaktor der Völkerlebensformen gemäß dem Erstarrungsgefeß: es ist das Überwuchern der äußerlichen Einrichtungen über die innerlichen Werte und Motivsetzungen, was sie in Widerstreit mit echter Kultur bringt.“

Abgesehen von der relativen Bedeutung dieser Erkenntnis im Zuge der Gesamterläuterungen Hellpachs, werden u. E. mit den Ausdrücken „äußerliche Einrichtungen“ und „innerliche Werte“ die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen den Begriffen Zivilisation und Kultur besser bezeichnet als in den angeführten Definitionen. Einmal nun auch im betonten Sinne des Widerstreites das Wesen „echter Kultur“ klar aufscheint, hastet auch schon an den Merkmalen „Lebensform“ in der Definition von Kultur etwas Außerliches – Zivilisatorisches. Überdies kann die „Lebensform einer Menschengemeinschaft“ wohl als kulturell bedingt angenommen werden, ihre Art, Vertiefung, ja ihr Bestand überhaupt aber nur durch echt zivilisatorische Grundlagen ermöglicht werden. Die Lebensform einer Menschengemeinschaft an sich ist daher schon echte Zivilisation, während „die Herrschaft von Menschengemeinschaften über Natur, Schätze und Naturkräfte“ zweifellos nur den Grad („Erleichterung“) der Daseinsführung bestimmt und daher nicht als wesentliches Merkmal in der Begriffsbildung gelten kann. Wir stellen nunmehr den eingangs angeführten Definitionen Hellpachs folgende Begriffsbildungen gegenüber:

Kultur ist der Ausdruck des Innenlebens.

Zivilisation ist der Ausdruck des Zusammenlebens.

Hierzu sei noch bemerkt: Erhielten wir durch weitgehende Abstraktion u. E. unwesentlicher Merkmale Begriffe größtmöglichen Umfanges, so erreichten wir mit der Wahl wesensähnlicher, aber dennoch sich ausschließender Materien auch eine klare Scheidung nach deren Inhalt und schließlich durch die Analogie der Formen einprägsame Gestaltung.

Ausgeschaltet haben wir bei unseren Erwägungen natürlich alle jene nur im Sprachgebrauch wurzelnden Ausdrücke wie: Epikultur, Bohnkultur, Weinkultur, Trachtenkultur u. a., weil sie doch nur auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Kultur (Agrikultur), als der Pflege und Veredlung eines irgendwie verbesserungsfähigen Gegenstandes (Handlung) zurückzuführen sind und daher insgesamt außerhalb des Inhaltes und des Umfanges unseres Begriffes stehen. – Dagegen entsprechen die geradezu wie formelhafte Wortverbindungen aufscheinenden und vielfach gegensätzlich gebrauchten Ausdrücke wie „Griechische Kultur“ und „Römische Zivilisation“ ganz dem Sinne unserer Begriffsbildung, denn sie bedeuten das ausnahmslos durch literarischen und künstlerischen Niederschlag vermittelte Erbe griechischen Geisteslebens bzw. die Vorstellung des sich imperial auswirkenden römischen Staatsgefüges, wogegen z. B. der Ausdruck „Britische Staatskultur“ wieder nur willkürlichen Sprachgebrauch entspringt, da es sich hierbei bloß um eine Volkslebensform, also um eine nur kulturell bedingte Art der Zivilisation, des Zusammenlebens handelt.

Andererseits zeigen uns derlei Beispiele, daß gewisse zivilisatorische Erscheinungsformen und Gebräuche von jeher als vollsgebunden empfunden wurden, was (S. 132) „die Frage nach der völkischen Bedingtheit der zivilisatorischen Geistes- und Willensschöpfungen“ nicht nur erst aufwirft, sondern bereits bejaht. Daß auch rein kulturelle Strömungen ihren Ursprung wenigstens periodisch nur in völkischen schöpferischen Kräften haben, beweist uns eindeutig jede darauf abgestimmte historische Tiefenschau.

Wenn wir uns bei diesen Ausführungen lediglich auf das eingangs genannte Werk Hellpachs stützen, so geschah dies darum, weil in dessen Rahmen bereits auf alle in Betracht kommenden Fragen erschöpfend und von

neuartigen Gesichtspunkten aus eingegangen wurde.

Fr. Mühlhölzer

Zum Zeichen der beiden Schwäne. Als Nachtrag zu seinem Aufsatz „Altbretter und Sinnbildforschung im niederländischen Friesland“ schickt uns Klaes Eierlsma die Zeichnung eines schönen Altbrettes (Abb. 1) in Nes (Saar, devalabel), das die beiden Schwäne und dazwischen eine sinnbildliche Gestalt zeigt, wie sie auch sonst als Siebelzeichen vorkommt (z. B. Abb. 3 zu dem erwähnten Aufsatz). Die Gestalt erinnert in etwa an das bekannte „Münchener Kind“, und es wäre eine Untersuchung wert, ob da alte Zusammenhänge bestehen.

Die Grundform dieses Altbrettes, eine menschliche Gestalt zwischen den beiden seitwärts blickenden Schwänen, scheint mir nun auch einer merkwürdigen Darstellung zugrunde zu liegen, die ich in der Bibliothèque Nationale in Paris fand (Abb. 2). Es ist eine Miniatur aus dem altfranzösischen Roman „Les Echees Amoureux“ (Ms. Français 143), der vom Ende des 15. Jahrhunderts stammt. Nach

Abbildung 1. Altbrett in Nes (Saar, devalabel) gezeichnet im Frühherbst 1940. Abgewischt und nicht wieder hergestellt Mitte August 1940. Aufn. Klaes Eierlsma, Saar, devalabel.

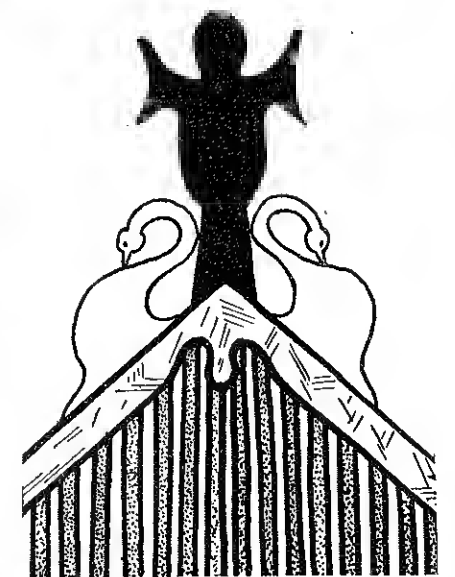




Abbildung 2. „Allegorie der Musik“ aus dem Roman „Les Échecs Amoureux“.

dem Roman ist der Inhalt der Darstellung folgender: Leda gibt ein Konzert, und um Jupiter zu huldigen, läßt sie viele Schwäne dazu ein. Die Schwäne kommen, um zu sehen, daß Schwäne singen können, ohne zu sterben. Es erscheint zu dem Konzert auch allerlei anderes Geflügel, das aus den anderen Blättern dargestellt wird.

Die Beziehung zwischen Leda, den Schwänen und Jupiter geht auf den bekannten antiken Mythos zurück, nur daß man sich die Leda dort etwas anders vorstellt als auf unserer Abbildung. Warum der Maler bei dieser angeblichen Allegorie der Musik gerade ein Schwanenpaar in dieser Stellung darstellt, ist nirgendwo erklärt. Es hat also den Anschein, daß er hier ein ihm bekanntes vollläufiges Motiv verwendet hat, das übrigens schon ziemlich frühe vorgeschichtliche Vorläufer hat.

J. D. Plassmann

Amerikanische Altertümer, die uns angehen. Bereits 1939 hatte ich Gelegenheit, in „Germanien“ auf neue Felsbildfunde in Amerika hinzuweisen, die in mancher Hinsicht Parallelen zu unserem altheimischen indogermanisch-germanischen Sinnbildgut darstellen.

An dieser Stelle soll noch einmal von amerikanischen Altertümern gehandelt werden, die sich unseren eigenen uralten Überlieferungen an die Seite stellen lassen.

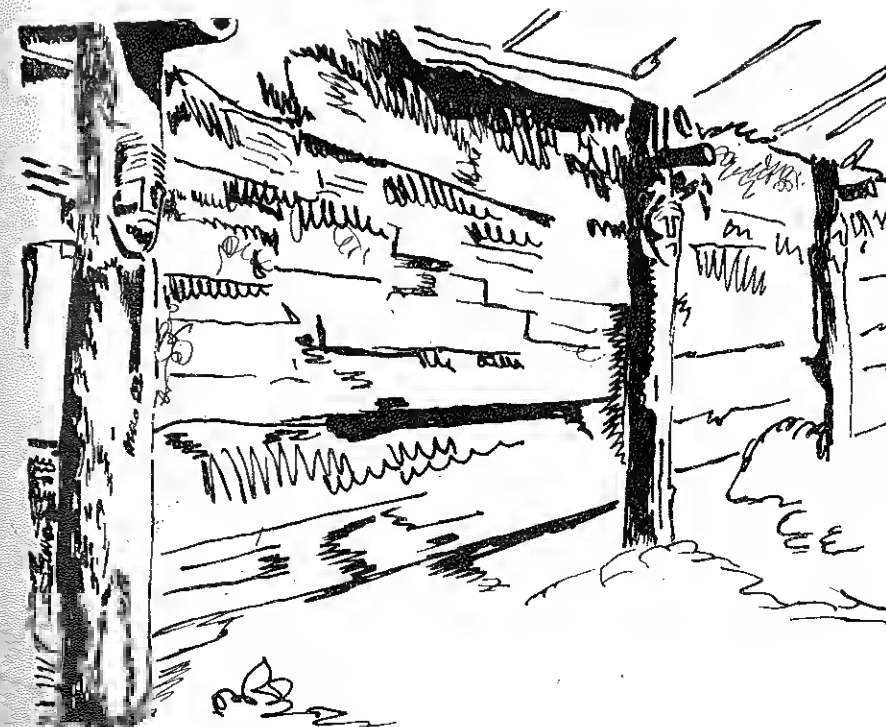
1. Die Weltsäule. Zu der weitverbreiteten Vorstellung von der Weltsäule, deren schönste und eindrucksvollste Beispiele bei uns die Jerninsul, im germanischen Norden die Dnëvsgisulur und im Altindoarischen der Stambha (verwandt mit griechisch *στυλος* = Holzpfeiler) sind, findet sich eine Parallele bei den nordamerikanischen Delaware-Indianern. In ihrer religionsgeschichtlich bedeutungsvollen „Big House Ceremony“, über die Frank G.

Speck 1931 eine sehr schöne Studie veröffentlicht hat (1), spielt der Mittelpfeiler des Kulthauses eine große Rolle. Die auf der Ost- und Westseite der Holzsäule eingeschnittenen Gesichter des Höchsten Wesens (Great spirit) sind höher angebracht als die Masken der niedrigeren Götter, welche die Luft, die Erde, das Wasser und die Unterwelt bewohnen und ihren Sitz an den Seitenspfosten des Zeremonienhauses haben. Nach dem Glauben der Indianer ragt das obere Ende der Säule durch den Himmel bis zur Wohnung des Großen Geistes, der sie mit seiner Rechten festhält. Damit ist – wie die Delaware-Indianer selbst aussagen – der Mittelpfeiler ihres Kulthauses das Sinnbild der Verbindung des Höchsten Wesens mit dem Menschen. Dieser Glaube der Delaware-Indianer enthält die Grundanschauung sämtlicher indianischen Religionen. So entspricht ihm beispielsweise fast vollkommen der Himmelsbaum in der Mythologie der Irokesen (2).



Abbildung 1. Blick auf den Mittelpfeiler des Kulthauses mit der Maske des Höchsten Wesens. Gezeichnet vom Bestor. Umgezeichnet nach J. G. Speck, a. a. D. S. 35 Figur 5 (Graf). Die Abbildungen bei Speck sind vielfach mangelhaft.

Abbildung 2. Seitenspfähle des Kulthauses der Delaware-Indianer mit den Göttermasken. Umgezeichnet nach J. G. Speck, a. a. D. S. 31 Figur 1 (Graf).



2. Die heilige Zahl - Zwölf. Im Denken und in den religiösen Vorstellungen der Delaware-Indianer ist die Zwölf als Sinnbild von grundsätzlicher Bedeutung. Wir hören



Abbildung 3. Gesichtsbemalung mit Sinnbildern. Ungezeichnet nach J. C. Speck a. a. D. Tafel 2 (Graf).

davon (3), daß das höchste Wesen sich in der 12. Sphäre des Himmels aufhält. Die ihm geltenden Gebete werden zwölfmal hintereinander gesprochen. Mit 12 Gebetsstangen oder Ruten wird die Anrufung bis in den zwölften Himmel hinaufgehoben. Vor allem verteilt sich die vorhin schon genannte Big House Ceremony auf eine Dauer von zwölf Tagen. Dabei herrscht die Vorstellung, daß an jedem Tage die religiöse Handlung eine höhere Himmelsstufe oder -sphäre erreicht, um endlich am zwölften zu dem höchsten Wesen selbst zu gelangen.

3. Die „heiligen Großväter“. Die Ahnen-seelen, welche vielfach zu den Sternen eingehen, werden „Großväter“ genannt. Sie leben im Glauben der Delaware-Indianer als „reine oder heilige Männer“ weiter. Ihrer wird im Jahrauf häufiger in Anrufungen gedacht (4). In Wort und Kult entspricht diese Vorstellung unserem eigenen indogermanischen Ahnenglauben. So heißen bei den Russen die Verstorbenen „heilige Großväter“ (weißrussisch Djady), denen die lateinischen di parentes und die altindischen Pitrah (= „Väter“) entsprechen. Und dort wie hier sind die „heiligen Großväter“, „wirkliche und echte Götter“ (5), die dementsprechende Verehrung genießen.

Zum Schluß möchte ich noch einige Gesichtsbemalungen mit Sinnbildern bekanntmachen. Sie werden von den Männern getragen, die an den Gemeinschaftstänzen teilnehmen und sind nur den Träumern bei der Big House

Ceremony der Delaware-Indianer gestattet. Es läßt sich nicht mehr über sie in Erfahrung bringen, als daß sie allgemein als Malerei der Krieger und „Phantasieschmud“ bekannt sind. - Die Bemalung bei Abb. 3 ist in Wirklichkeit folgendermaßen: Linker Kopf: Augenstriche (in der Richtung vom Auge zum Ohr) rot-grün-rot-grün. Sinnbilder auf den Wangen: blau. Rechter Kopf: Augenstriche (von oben nach unten) rot-blau-rot. Die Kantenkreuze grün. Heinz-Joachim Graf

(1) A Study of the Delaware Indian Big House Ceremony, Harrisburg, 1931. - (2) Vol. A. E. Parter, The Tree Symbols in Iroquois Mythology, American Anth. Volume XIV, Number 4, 1912. - (3) Speck a. a. D. S. 61. Des weiteren vgl. auch H. E. Kroeber, Anthropology, New York 1927, S. 252. - (4) Speck a. a. D. S. 48. - (5) D. Schreder, Die Indogermanen, Leipzig 1911, S. 134.

Erwecker der Vorzeit

Leopold Weber. Wenn wir heute noch des 75. Geburtstages eines Mannes gedenken, dessen Name mit der Wiedererweckung germanischer Dichtung eng verbunden ist, so wollen wir damit ein Verfallnis nachholen, das nur durch die uns zu spät ereignende Kunde von diesem Gedenktage verursacht wurde. Leopold Weber, der uns eine dichterische Neugestaltung der Götterlieder der Edda schenkte, der unsere Heldensagen von Dietrich von Bern, von Gudrun, von Walther und Parzival und von Beowulf in einer zeitnahen und doch vorzeitlichen Gestalt erneuert hat, vollendete im Januar das dritte Viertel eines Jahrhunderts. Wie wenig andere, hat er germanisches Heldentum nicht nur empfunden, nachgedichtet und verkündet, sondern auch in hohem Maße selbst gelebt. Ein Weitgewandter und ein Vielumhergetriebener, hat er das stürmische Leben des weitgewanderten Germanen, dessen Kinder er wurde, gewissermaßen selbst erfahren, um aus dem Erleben das Leben zu deuten. In Ausland als Sohn deutscher Eltern geboren und aufgewachsen, hat er an der Fremde sein deutsches Wesen begreifen lernen; nicht nur in dem großen

slawischen Reiche, sondern später auch in dem bunten Reiche auf der anderen Seite der Erde, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier wollte er einmal Farmer werden, aber in der urtümlichen bäuerlichen Welt der bayrischen Berge, in der er sieben Jahre lang lebte, wurde er zum deutschen Dichter. Auch an dem Münchener „Kunstwart“, der damals für die deutsche Geisteswelt viel bedeutete, hat er als Dichter und Kritiker gearbeitet. Da er aber zu jenen deutschen Dichtern gehörte, die nicht anders sein als singen wollen, trat er noch im Alter von fast fünfzig Jahren im Weltkrieg unter die Waffen, wurde bei Verdun im Münchener Leibregiment unter dem Oberst von Epp verwundet, um später an der Ostfront wieder in das Land zu gelangen, in dem er geboren und aufgewachsen war.

Erst nach dem großen Kriege, zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre stehend, hat er sein eigentliches Lebenswerk begonnen, die schöpferische Wiederbelebung der Helden-erinnerungen unseres Volkes; ein Quell der Erneuerung, der in der Notzeit von vielen aufgesucht wurde, und der Tausenden das wiedergegeben hat, was sie in ihrer Zeit vergeblich suchten. Es waren nicht allein die großen Sagen, die in unserem Mittelalter schon einmal ihre dichterische Gestalt gefunden haben; dazu kamen die isländischen Helden des Alltagslebens, deren Sinn und Wesen er mit besonders feinem Gefühl nachspürte. Und er ging den Weg, den mancher gekommen ist, wenn er so tief in das Wesen des Germanischen eingedrungen ist: von der germanischen bis zurück in die indogermanische Vorzeit, die in ihren großen Dichtungen uns oft so nahe verwandt berührt, daß sie uns als Dichtung unserer eigenen morgenfrühen Zeit erscheinen mag. So ist er der Verdeutscher von Homers Odyssee geworden, und er hat damit eine dichterisch behandelte Übertragung geschaffen, die dem Geiste jenes uns so verwandten indogermanischen Volkes aus germanischem Geiste heraus in wunderbarer Weise gerecht wird. Er hat in dieser Neudichtung an Stelle der Hexameter, die bei Voß noch mit einer uns heute nicht mehr verständlichen Wortlast beladen sind, freie Rhythmen gewählt, die sich wohl zuweilen von selbst zum Hexameter zusammensetzen lassen, deren inneres Gefes

aber so aus germanischem Sprachgeiste erwachsen ist, daß sie ohne jeden Zwang oft von selbst fließen. Man kann diese Dichtung nur mit einer inneren Ergriffenheit lesen; dies Werk des fast Siebzigjährigen überwältigt uns durch die Klarheit der inneren Schau, die wohl nur dem betagten Sänger eigen ist, dem der goldene Überfluß der Welt vor dem besetzten inneren Auge zum reichen und überströmenden Besitz geworden ist. Daß der greise Skalde noch viel von dieser inneren Schau mitzuteilen habe, das sei ihm und uns gewünscht. J. D. Plassmann

Den siebzigsten Geburtstag beging am 18. 2. 1941 der Vorkämpfer der deutschen Helmbewegung, Dr. Ernst Wachler, der als freier Schriftsteller in Weimar lebt. Als Student der Germanistik, Geschichte und Philosophie hat Wachler die von den Gebrüdern Grimm der deutschen Forschung gestellten Aufgaben mit heißem Herzen ergreifen, aber einen eigenen Weg eingeschlagen, indem er die helmbewegungs- und nordischen Grundlagen des deutschen Wesens mit der deutschen Bildung, Dichtung und Kunst in Verbindung zu bringen suchte. Diesem Ziel ist er sein Leben lang nachgegangen. Da das kapitalistische Zeitalter Männern seines Geistes nicht gewogen war, hat Wachler als Dramaturg, als Zeitschriftenherausgeber (Der Kynast - Iduna), als Schriftleiter (Weimarer Zeitung - Staatsbürger-Zeitung), als Romanzeitschriften- und als Bühnen- und Versdichter ein Wanderleben geführt. Obwohl in Breslau geboren, hat Wachler schon um 1900 die Bedeutung des niederländischen Raumes erkannt. In ihm hat er 1903 das Harzer Bergtheater geschaffen, in dem u. a. auch sein Stück „Widukind“ aufgeführt worden ist. Er hat dadurch die Freiluftbühnen-Bewegung im deutschen Raum eingeleitet und so das germanische Seitenstück zu den antiken Theatern ins Leben gerufen. So leitete er 1913 die Hünengrabs- und Hünengräber-Spiele in Detmold. Wie stark es die Gegend des Teutoburger Waldes ihm angeht, zeigte auch sein 1914 erschienener Roman „Dünning“. Unter dem Druck der Cyprienregierung mußte er 1930 das Harzer Bergtheater der Gemeinde Thale überlassen. Im Weltkrieg hat Wachler als Reserveoffizier auf fünf Kriegsschauplätzen in der Front ge-

standen und u. a. an dem Durchbruch bei Breziny teilgenommen.

Den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches fasste Bachler als eine Lehre auf, daß das deutsche Volk die ihm gebührende Stellung nur wiedererringen und die ihm aufgegebene Sendung nur erfüllen könnte, wenn es sich auf die Grundlagen seines Wesens zurückbesinne, die Überfremdung auf allen Gebieten auskehre und endlich lerne, sich aus sich selbst zu entwickeln. Diese Erkenntnis hat ihm das Buch eingegeben, in dem er „Die Heimat als Quelle der Bildung“ aufgezeigt hat. Es ist 1926 erschienen und heute vergriffen. Manches von dem, was er damals forderte, ist seit 1933 erfüllt worden. Gleichwohl wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser eine zeitgemäß überarbeitete Neuauflage recht bald herausbrächte. Edmund Weber

Hermann Wille, Leiter der Bauabteilung im Reichsnährstand, beging am 21. März seinen 60. Geburtstag. Hermann Wille ist durch seine Forschungen an den vorgeschichtlichen „Hünenbetten“ in seiner oldenburgischen Heimat bekannt geworden und hat seine mit dem Auge des Architekten gewonnenen Erkenntnisse in dem Buche „Germanische Gotteshäuser“ niedergelegt, das außer seinen überraschenden und bestechenden Theorien warmherzige und überzeugende Darlegungen zur germanischen Glaubensgeschichte enthält. Wille, der aus einem uralten bis 1581 nachweisbaren oldenburgischen Bauerngeschlecht stammt, hat seine Forschungen mit der inneren Anteilnahme des Heimatgebundenen betrieben, der in alledem höchstes völkisches Erbgut sieht und nicht nur trockenen wissenschaftlichen Stoff. Für seine Entdeckungen hat er manchen heftigen Kampf gekämpft. Ein schönes Bild der von ihm erschlossenen großen germanischen Langschiffhalle hat er selbst geschaffen in dem Hans-Mallon-Gedächtnis bei Bergen auf Rügen, das zu den eindrucksvollsten Totenehrungen gehört, die wir kennen. Wegen seiner Verdienste um die Wiederbelebung der deutschen Bangesinnung wurde Hermann Wille in das Bundesamt des Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge berufen und ist jetzt als baukünstlerischer Berater für die Kriegsgräberfürsorge in den Gräberbezirken bei den Armeekorpskommandos im Westen tätig. Pl.

Die Bücherwaage

Helge Jungberg: Die nordische Religion und das Christentum, Studien über den nordischen Religionswechsel zur Wikingerzeit, übersetzt von H. W. Schomerus. Bitterfeld 1940, Verlag E. Bertelsmann.

Beim Erscheinen dieses religionsgeschichtlichen Werkes in Schweden wurde von verschiedenen deutschen Gelehrten auf seine Bedeutung hingewiesen und eine Übersetzung in die deutsche Sprache gefordert. Es ist erfreulich, daß diese so bald erschien. Dafür ist dem Übersetzer und dem Verlag zu danken, der übrigens dieses ausgesprochen religionswissenschaftliche und nicht kirchengeschichtliche Werk anzeigt, als sei es so etwas wie eine apologetisch-theologische Schrift. Jungberg nimmt gegenüber den behandelten Fragen der germanischen Bekehrungsgeschichte, die heute so heiß umstritten sind, eine kühl-sachliche Haltung ein, die manchmal fast an Zeitungslosigkeit zu grenzen scheint. Abgesehen davon, daß er die germanische heidnische Religion offenbar zu niedrig stellt, indem er sie als „Nützlichkeitreligion“ mißdeutet – die Arbeit des holländischen Religionswissenschaftlers G. van der Leeuw über die „do-ut-des-Formel“ ist ihm leider unbekannt geblieben –, ist seine umfangreiche Arbeit sicher förderlich. Mit Recht betont Jungberg, daß Heidentum und Christentum im Grunde „inkommensurable Größen“ sind (S. 164). Er gibt zunächst einen Überblick über die bisherigen Forschungen zur germanischen Bekehrungsgeschichte und behandelt dann in sehr beachtenswerter Weise den Wert der schriftlichen Quellen. Den religionsgeschichtlichen Wert der Sagas schränkt der Verfasser stark ein. Wertvoll sind sodann die Abschnitte über die Missionspredigt, die Nachprobe und den Nachglauben in der Bekehrung, über Glaubensstoleranz und Kultegklusivität, Kultplatz und Kirche sowie die Rolle Upsalas als Hail des heidnischen Widerstandes. Eine Fülle neuer Zitiiergegebnisse ist fraglos gewonnen; manches wird nur als neue Fragestellung gelten können. Jedenfalls handelt es sich um ein bedeutendes Werk zur germanischen Religionsgeschichte. Otto Huth

ORDNUNG — DAS GRUNDPRINZIP DER FAMILIENFORSCHUNG

Was nützen alle beglaubigten Urkunden für den arischen Nachweis, wenn man sie im Bedarfsfalle nicht zur Stelle hat? Hinzu kommen noch mancherlei Schwierigkeiten, die der sofortigen Handhabung verartig wichtiger Papiere entgegenstehen. Diesen Schwierigkeiten sucht der von einem Fachmann, Stadtsinspektor u. stellv. Standesbeamten Friedrich Grötkhammer bearbeitete

Ahnen- und Familien-Ordner

wirkfam zu begegnen. Die Kladdaturblätter des äußerst brauchbaren Ordners stimmen in der Bezifferung mit der des Ahnenpasses genau überein. In der Einleitung erfahren wir alles Wissenswerte über die Grundlagen des arischen Nachweises, die Quellen und Kosten der Ahnenforschung, die Handhabung des Ordners und die Weiterführung der Forschungsarbeiten, die durch Einschlebung besonderer Kladdaturblätter in unterschiedlicher Färbung ermöglicht wird. Der Ordner hilft durch seine übersichtliche Anlage die für die Ahnen- und Familienforschung aufzuwendende Zeit auf ein Mindestmaß zu beschränken. Deutsche Volkstunde

In Halbleinen mit Hülle RM. 6.20, in Halbleber mit Hülle RM. 12.50.

Es ist außerdem ein Ergänzungsordner (2. Teil für die Ahnenreihe Nr. 32–63) lieferbar.

In Halbleinen mit Hülle RM. 5.50, in Halbleber mit Hülle RM. 11.80.

Durch jede Buchhandlung beziehbar

GAUVERLAG BAYERISCHE OSTMARK / BAYREUTH

Die Weltliteratur

1941 / Heft 2

AUFSATZE: Hans Hagemeyer: Das Reich. Gerhard Krüger: Reichsidee oder Universalismus? Kurt Eggers: Gedanken vom Reich. Hans W. Hagen: Das Reich und die universalistische Kulturgeschichtsschau. Will Zilius: Kleist und Grillparzer.

BUCHBESPRECHUNGEN: S. Benatzky, F. Endres, H. W. Hagen, Otto Huth, G. Krüger, H. Löffler, H. Rinn, E. Ter-Nedden.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöhlertstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenreihe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kasper & Callweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Herdinger, Augsburg.